

Alexandra Janetzko

TALENT (BE)WERTEN

Eine praxeographische Untersuchung
von Talentsichtungen im Leistungssport

Aus:

Alexandra Janetzko

Talent (be)werten

Eine praxeographische Untersuchung
von Talentsichtungen im Leistungssport

Februar 2021, 288 S., kart., 66 SW-Abb.

39,00 € (DE), 978-3-8376-5077-8

E-Book:

PDF: 38,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5077-2

Wie werden Talente im Sport gemacht? Dieser Frage widmet sich Alexandra Janetzko, indem sie Bundeskadersichtungen in den kontrastreichen Sportarten Lateinamerikanische Tänze und 400-Meter-Sprint analysiert. Aus einer praxis- und subjektivierungstheoretischen Perspektive nimmt sie zwei miteinander zusammenhängende Forschungsinteressen in den Blick: Wie wird Talent in Sichtungspraktiken konstruiert und damit sicht- und bewertbar gemacht? Und wie werden Athlet*innen in Bewertungsprozessen zu (Nicht-)Talenten subjektiviert? Die Studie gewährt Einblicke in Prozesse des (Be)Wertens und ihre subjektivierenden Effekte. Damit leistet sie auch über den Sport hinaus einen Beitrag zum Talentdiskurs.

Alexandra Janetzko (Dr. phil.), geb. 1984, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sportwissenschaft an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen (Be)Wertungsprozesse und ihre Subjektivierungseffekte im (Spitzen-)Sport, Sport und Migration sowie qualitative Forschungsmethoden.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5077-8

Inhalt

Vorwort | 7

Einleitung | 9

- 1. Stand der Forschung zu Talent (im Sport)** | 17
 - 1.1 Von angeborener Begabung zu diagnostizierten Talenten im Werden | 18
 - 1.2 (Be)Wertung von Talent im Sport | 26

- 2. Analyseoptik: Praktiken des Sichtens** | 45
 - 2.1 Praxistheoretische Bausteine | 46
 - 2.2 Subjektivierungstheoretische Bausteine | 50
 - 2.3 Forschungsfragen abgeleitet aus den Bausteinen | 57
 - 2.4 Methodisches Vorgehen | 59

- 3. Eine Praxeographie der Talentsichtung in den Lateinamerikanischen Tänzen** | 71
 - 3.1 Arrangement ‚Aufwärmen‘ | 74
 - 3.2 Arrangement ‚Paarvorstellung‘ | 81
 - 3.3 Arrangement ‚Bewertungen im direkten Vergleich‘ | 88
 - 3.4 Arrangement ‚Feedback vom Bundestrainer‘ | 98
 - 3.5 Arrangement ‚Training mit dem Bundestrainer‘ | 106
 - 3.6 Arrangement ‚Kreativaufgabe‘ | 140
 - 3.7 Arrangement ‚Soloperformance‘ | 150
 - 3.8 Arrangements außerhalb des Tanzsaals | 157
 - 3.9 Entscheidungsfindung mit Hilfe des Bewertungsbogens | 163
 - 3.10 Zwischenfazit: Sichtungspraktiken in den Lateinamerikanischen Tänzen | 170

4. Eine Praxeographie der Talentsichtung im 400m Sprint | 183

- 4.1 Arrangement ‚Wettkampfbeobachtung‘ | 186
- 4.2 Arrangement ‚Begrüßung‘ | 195
- 4.3 Arrangement ‚Disziplinspezifische Einheit‘ | 202
- 4.4 Arrangement ‚Disziplinübergreifende Einheit‘ | 210
- 4.5 Arrangement ‚Einzelgespräche‘ | 222
- 4.6 Entscheidungsfindung | 235
- 4.7 Zwischenfazit: Sichtungspraktiken im 400m Sprint | 236

Fazit | 247

Literatur | 265

Vorwort

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die überarbeitete Version meiner Dissertation, die im Rahmen des DFG Graduiertenkollegs 1608 „Selbst-Bildungen. Praktiken der Subjektivierung in historischer und interdisziplinärer Perspektive“ an der Carl von Ossietzky Universität entstanden ist. Der Perspektivierung des Graduiertenkollegs folgend begreife ich auch die Praxis des Promovierens nicht als individuelle Leistung, sondern als ein Zusammenspiel von vielen Teilnehmenden, bei denen ich mich an dieser Stelle herzlich bedanken möchte.

Besonderer Dank gilt den Trainer*innen und Bundeskaderanwärter*innen der untersuchten Sichtungspraktiken für das mir entgegengebrachte Vertrauen, die tiefgehenden Einblicke, die große Aufgeschlossenheit und den konstruktiven Austausch. Die über mehrere Jahre andauernden Feldaufenthalte waren nicht nur zentral für die Entstehung dieser Arbeit, sondern auch für meine Selbst-Bildung zur Praxeographin.

Nicht weniger bedeutsam war der Austausch mit meinen Kolleg*innen des Graduiertenkollegs (hier möchte ich ganz besonders Annika Raapke nicht nur für's Korrekturlesen, sondern auch für ihren wunderbaren Humor und die damit einhergehende Leichtigkeit danken) und des Arbeitsbereichs „Soziologie und Sportsoziologie“, die mir halfen das Dissertationsprojekt zu formen und mich zielgerichtet nach vorne zu orientieren (hierfür auch ein großes Dankeschön an Katharina Ludewig). Der sozio-materiellen Anordnungslogik folgend möchte ich mich bei Micòl Feuchter, meiner liebsten Büromitbewohnerin, bedanken, die jederzeit ein offenes Ohr für mich hat und mit ihrer erfrischenden und positiven Art eine wichtige Stütze auch über die Arbeit hinaus ist. Des Weiteren bedanke ich mich bei Matthias Michaeler, Yen Sulmowski, Nikolaus Buschmann (für die konstruktiven Rückmeldungen und [Fach-]Gespräche, ob im Büro oder bei Wein), Rea Kodalle, die mir Mentorin und Freundin ist, Robert Mitschke (für den technischen Support), Timm Wöltjen (für die vielen Flurgespräche) und Kristina Brümmer, die mit ihrer beeindruckenden Auffassungsgabe, Besonnen-

heit und Empathie zu meinen wichtigsten Ansprechpersonen in jeder Lebenslage zählt und einen schwer messbaren Beitrag zu meiner Promotion geleistet hat. Ein großer Dank gilt auch Thomas Alkemeyer, dem Betreuer dieser Arbeit, für die analytische Genauigkeit, das Aufzeigen interdisziplinärer Pfade und die mir gewährten Freiheiten, wie bspw. die Arbeit an den verschiedensten Orten schreiben zu können. So ist ein Großteil dieser Arbeit bei Gastaufenthalten an der University of Texas at Austin bei meinem Zweitbetreuer, Jürgen Streeck, entstanden (an dieser Stelle ein großes Dankeschön an die Sprecher*innen des Graduiertenkollegs und die DFG für die Genehmigung und Finanzierung dieser Reisen). Ihm danke ich für die Liebe zum Detail, das Einlassen auf andere theoretische Zugänge, seine ansteckende Begeisterung für das empirische Material und die stets positiven und konstruktiven Gespräche auf Augenhöhe. Furthermore, I want to thank Nancy Gore, my lovely host and friend, and Julia Katila for the perfect work life balance in Austin, and for our ongoing friendship.

Im Wissenschaftskontext danke ich zudem Katrin Freese und Matthias Schierz für ihre Unterstützung und die mir entgegengebrachte Wertschätzung.

Dass die Praxis des Promovierens ihre Teilnehmenden auch abseits der Wissenschaftsräume in Beschlag nehmen kann, haben vor allem folgende Personen bei mir miterlebt, denen ich für ihr Verständnis, ihre Ablenkungsmanöver und die zahlreichen Cheerleading-Momente danken möchte: Meine ehemaligen Mitbewohner*innen: Maren, Milena, Sebi, Roman und Kasia; und meine Gefährtinnen von klein auf, die völlig unabhängig von den eingeschlagenen (Irr-)Wegen immer für mich da sind: Leo, Lisa und Leonie. Großer Dank gilt zudem Felix, meinem personifizierten Zuhause, der meine Höhen und Tiefen mit seiner stoischen und beruhigenden Nordlichtmanier treu begleitet und meinen Blick immer wieder auf die wunderbaren Dinge abseits des wissenschaftlichen Mikrokosmos lenkt. Zu guter Letzt gilt mein besonderer Dank meiner Familie. Neben meinen beiden Großmüttern und meinem Bruder Christoph möchte ich mich vor allem bei meinen Eltern bedanken für ihren unerschütterlichen Glauben an mich und meine ‚Talente‘, ihre bedingungslose Unterstützung und ihren Vorbildcharakter, was die Formung des eigenen Weges nach den persönlichen Vorstellungen angeht – unabhängig von den (Be)Wertungen anderer.

Oldenburg im Dezember 2020

Alexandra Janetzko

Einleitung

Der Begriff des Talents ist im Sport allgegenwärtig. So liest man von „unübersehbaren Talenten“ (SZ Online/o.A. 2018) bei der Leichtathletik WM 2018 und „geborene[n] Sieger[n]“ (ZEIT Online/Binning 2016), erhält Einblicke in das Leben eines „Weltmeister[s] ohne Talent“ (Mertesacker 2018), erfährt wie „das außergewöhnliche Auge“ des „Freiburger Talentspäher[s]“ Talente nicht nur „entdeckt“, sondern auch „macht“ (Sport Bild Online/Gressmann 2017), oder kann sich über „Talent-AG[s]“ (SZ Online/Schmieder 2017) informieren. Doch lässt sich der Talentbegriff nicht nur im Hinblick auf sportliche Leistung finden, sondern es werden bspw. beim niedersächsischen Landessportbund (2018) „Soziale Talente im Sport“ nominiert. Auch über den Sportkontext hinaus hat der Talentbegriff Konjunktur. So werden zum Beispiel in universitären Workshops „Talentlandkarten“ (Universität Oldenburg 2018) erstellt, die Geisteswissenschaftler*innen helfen sollen, sich als „Gründungstalente“ (ebd.) zu verstehen. Auch in der Wirtschaft ist der Talentbegriff angekommen: Klaus Schwab, Gründer und Vorsitzender des Weltwirtschaftsforums, diagnostiziert einen „Übergang vom Kapitalismus zum Talentismus“ (SZ Online/Rexer 2017) in dem für die Erhaltung der globalen Wettbewerbsfähigkeit der „Mensch mit seinen Talenten [...ins] Zentrum der Aufmerksamkeit“ gestellt werden müsse (ebd.). Wie der Soziologe Peter (2018: 71) herausstellt, erstaunt die Allgegenwart des Begriffs, „angesichts des landläufigen Verständnisses von Talent als seltener Gabe“. Dabei scheint der Begriff Talent nicht nur omnipräsent, sondern auch wenig erklärungsbedürftig, obwohl allein die zitierten Beispiele eine große Heterogenität an impliziten Talentkonstrukten aufweisen, unabhängig vom Feld, in dem der Begriff Verwendung findet. Bspw. wird Talent im Sport in den oben zitierten Beispielen zum einen als angeboren, zum anderen als formbar durch Trainer*innen oder gar spezifische AGs angesehen. Mal ist sportliches Talent „unübersehbar“, während es in anderen Fällen des „außergewöhnlichen Auges“ von „Talentspähern“ bedarf. Auch variiert ob Talent als Eigenschaft angesehen wird – jemand

hat Talent – oder die gesamte Person umfasst – jemand *ist* ein Talent. Diese heterogene Begriffsverwendung steht im Widerspruch zu (sport-)wissenschaftlichen Definitionsansprüchen, auf deren Basis Bewertungsinstrumente konzipiert werden sollen (vgl. Janetzko 2018: 139). Denn die Talentthematik scheint untrennbar verknüpft mit der Talentdiagnostik, die mit Hilfe ähnlich heterogener Prüfverfahren und Talentkonstrukten Talent bewertbar machen soll (vgl. 1). Die Schwierigkeit und Bedeutsamkeit von Talentdiagnosen kommt im folgenden vielzitierten Spruch zum Ausdruck:¹ „Das wichtigste Talent der Zukunft wird sein: das Talent, Talente zu entdecken.“ Unter dem Titelthema „Wie findet man die Richtigen?“ stellte *DIE ZEIT* im August 2018 Bewertungsverfahren u.a. in den Feldern Politik, Literatur, Wirtschaft, Wissenschaft und Sport vor, in denen der Talentbegriff wie selbstverständlich Verwendung findet. So lernten „auch Naturtalente [in der Politik] nie aus“ (ZEIT/Dausend 2018: 2) und bedürften neben „Chancen, die sich aus dem Zufall ergeben“ Techniken, die sie in Seminaren erlernen, um „Menschen [zu] überzeugen und [zu] begeistern“. Auch in der Wissenschaft brauche es „Talent [...] natürlich. Und auch ein, zwei Quäntchen Glück“ (ZEIT/Scholz 2018: 57). Die ‚Richtigen‘ werden zumeist mit den ‚Talentierten‘ gleichgesetzt, wobei die Beispiele zeigen, dass zum Erfolg noch weitere Faktoren hinzugehörten, wie Zufall, Glück und das Erlernen von spezifischen Techniken. Doch wie findet man nun Talente? Trotz ihrer Heterogenität weisen die angesprochenen Felder eine Gemeinsamkeit hinsichtlich der Talentthematik auf. In allen Feldern geht es darum, mit Hilfe von recht komplexen Bewertungsverfahren anhand von aktueller Performance² – ob nun sportlicher oder bspw. wissenschaftlicher – Diagnosen über die zukünftige Leistungsfähigkeit zu stellen, um diese optimal zu verwerten. Gerade im Zeitalter der ‚Diagnose- bzw. ‚Optimierungsgesellschaft‘ (vgl. bspw. Alkemeyer/Buschmann/Etzmüller 2019; Osrecki 2011; Spreen/Flessner/Rüster/Hurka 2018; Straub 2019), scheint die Frage, wie Talente im Sinne von zukünftig verwertbaren Dispositionen konkret

1 Das Zitat wird dem österreichischen Unternehmer Karl Pilsal zugeschrieben.

2 In der Arbeit wurde der Begriff Performance aus den untersuchten Feldern Tanzen und Leichtathletik übernommen. Damit handelt es sich nicht um einen theoretisch hergeleiteten (vgl. bspw. Hempfer 2011; Klein/Göbel 2017), sondern in erster Linie um einen feldimmanenten Begriff, bei dem die darstellerische Komponente von Leistung betont wird. Zudem spiegelt er gesamtgesellschaftliche Entwicklungen wider, da in Anlehnung an Legnaro (2004: 207) Leistung ‚an sich‘ nicht mehr genügt, sondern diese „auch darstellbar gemacht und dargestellt werden“ müsse. Dies wird gerade im Kontext von Bewertungen postuliert, bei denen inzwischen weniger das Ergebnis als bereits die Performance während der Prüfung relevant würde, worauf ich im ersten Kapitel näher eingehe.

identifiziert werden können, von zunehmender Bedeutung. Gleichzeitig werden die genauen Bewertungsverfahren geradezu mystifiziert. Talentscouts im Sport werden als „Schatzsucher“ (ZEIT/Trotier 2018: 51) bezeichnet; in der Wissenschaft fehle es an Verfahren um den bisherigen „blinde[n] Fleck der Exzellenz“ (ZEIT/Scholz 2018: 57) auszuleuchten; und in der Politik gebe es „viele Wege [...] die Besten zu finden. Bloß keinen vorgezeichneten“ (ZEIT/Dausend 2018: 2). In Anlehnung an den Komiker Karl Valentin seien Prognosen, die letztendlich das Ziel von Talentdiagnosen sind, „eine schwierige Sache, besonders, wenn sie die Zukunft betreffen“ (Valentin, o.A. zitiert nach ZEIT/Radisch 2018: 35).

Wie die Soziologin Heintz (2007: 69) herausstellt, müssen Bewertungsverfahren und die dabei eingesetzten Diagnoseinstrumente als historisch und wandelbar begriffen werden. In ihnen spiegeln sich gesamtgesellschaftliche Tendenzen wider. So lassen sich im Zuge der fortschreitenden Digitalisierung in den letzten Jahren Trends bei der Konzipierung von Bewertungsverfahren erkennen, mit Hilfe derer die ‚Richtigen‘ zu finden seien: Durch quantifizierende Verfahren und/oder den Einsatz von Technik soll Vergleichbarkeit und Objektivität hergestellt und das Talent bzw. die spezifische Eignung von den jeweiligen Prüflingen getestet werden. Die Loslösung von ‚objektiv‘ und ‚beruhend auf persönlichen Einschätzungen‘ sei jedoch eine Entwicklung, die sich erst seit dem 19. Jahrhundert mehr und mehr durchsetze (vgl. ebd.: 67). Da „sich kein Mensch davon frei machen [könne], einem anderen unbewusst mit Vorurteilen, Sympathie oder Antipathie zu begegnen“ (ZEIT/Rudzio 2018: 22) greifen bspw. einige Firmen inzwischen bei Personalentscheidungen zum sogenannten Robo-Recruiting. Mit Hilfe von Algorithmen führen Computer Vorstellungsgespräche und werten Sprache, Wortwahl, Stimme, Betonung und Mimik aus. Als „kombinierter Talent- und Lügendetektor“ (ebd.) fällen sie Aussagen über die Persönlichkeit, Motivation und Ehrlichkeit der Bewerber*innen und würden damit vorurteilslos und objektiv die Besten auswählen (vgl. ebd.).

Allen Bewertungsverfahren gemein ist die praktische Erzeugung von Differenz, die im Falle von Bewerbungs- oder Sichtungungsverfahren das Ziel der Selektion durch einen unmittelbaren Vergleich verfolgt. Der Leistungssport gilt hierbei als ein Feld allgemeiner Chancengleichheit, in dem allein über die körperliche Leistung Unterschiede zwischen den Athlet*innen produziert würden. Denn die Verteilung von „Positionen, Ressourcen und Ansehen“ erfolge „nicht nach Maßgabe von Herkunft oder autoritativer Zuschreibung“, sondern beruhe „auf dem Prinzip oder wenigstens der Illusion von Leistungsgerechtigkeit“ (Bröckling 2014: 97). Wie der Philosoph und Sportwissenschaftler Gebauer bereits 1972(: 186) herausarbeitet, beziehen sich Aussagen über Leistungen jedoch immer auf soziale Standards, also gesellschaftlich festgelegte Normen, und „ge-

messen wird nicht die ‚Leistung‘ selbst, sondern die Kriterien für ‚Leistung‘, die letztendlich nicht objektiv, sondern objektiviert sind und ein System von sozialen Bewertungsstandards bilden (vgl. ebd.). Im Zuge der in den letzten Jahren aufgekommenen Soziologie des Bewertens (vgl. bspw. Lamont 2012; Nicolae/Endreß/Berli/Bischur 2019) werden Bewertungsverfahren und die ihnen zugrundeliegenden Kategorien in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern zunehmend kritisch beleuchtet. In Anlehnung an die Soziolog*innen Krüger und Reinhart (2016) müsse zudem zwischen *werten* – einer Inwertsetzung von bspw. Objekten, Personen oder Praktiken – und einem darauf aufbauenden *bewerten* – einer Wertabwägung im unmittelbaren Vergleich – differenziert werden. Über die Inwertsetzung würden Vergleichskategorien etabliert, durch die bspw. Athlet*innen bei Talentsichtungen verglichen und hierarchisiert werden könnten. Wobei gerade die in Mode gekommenen quantifizierenden Verfahren einer ‚Blackbox‘ glichen, durch die (Be)Wertungsprozesse objektiviert und damit legitimiert würden (vgl. bspw. Mau 2017).

Aktuell ist zu beobachten, dass auch im Sport quantifizierende Verfahren und computergestützte Datenanalysen im Kontext von Talentsichtungen und Leistungsbewertungen eine immer größere Bedeutung gewinnen. In Kombination der Verfahren mit Video-Scouting könne man sich „schneller und umfassender ein Bild machen“ (ZEIT/Trotier 2018: 51). Gleichzeitig wird dem subjektiven Eindruck der sichtenden Trainer*innen immer noch große Bedeutung beigemessen (vgl. Brümmer 2019). So betont Idriss Gonschinska, der Cheftrainer des Deutschen Leichtathletikverbandes, hinsichtlich Talentsichtungen: „Unsere Trainer sind keine Laptop-Coaches. Wir haben gelernt, dass Bauchgefühl und Auge dabei genauso relevant sind wie alle Diagnostikmodelle – und genauso fehlerhaft.“ (FAZ/Reinsch 2018: 32)

Welche (Be)Wertungsverfahren und Diagnoseinstrumente basierend auf welchen Talentkonstruktionen in der Praxis von Talentsichtungen im Sport konkret zum Einsatz kommen, stellt jedoch ein Forschungsdesiderat dar, welches ich im ersten Kapitel herausarbeite, und an dem ich mit der vorliegenden Untersuchung ansetze. Hierfür zeichne ich zu Beginn (1.1) die Entwicklung des allgemeinen Talentbegriffs, wie auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem nach. Dabei zeige ich zum einen die enge Verknüpfung von Talentforschung, -Diagnostik und -Förderung auf. Zum anderen gehe ich auf drei Debatten ein, durch die der allgemeine Talentdiskurs geprägt ist: Neben der Frage nach der ‚Weite‘ des Talentverständnisses, lässt sich eine anhaltende Diskussion über die Anlagendeterminiertheit bzw. Formbarkeit von Talent verzeichnen, die u.a. Auswirkungen auf die dritte Debatte hat, die Ausrichtung der Förderung auf Exzellenz oder Egalität. Auf der Folie dieser Erkenntnisse widme ich mich im

Kapitel 1.2 der historischen Entwicklung von Talentsichtungen und der Ausdifferenzierung der Talentforschung im Sport. Wie ich herausarbeite, tritt Talent immer nur in Relation zu der Leistung von anderen in Erscheinung, da erst durch den Vergleich eine Leistung als herausragend gesehen werden kann. Vor dem Hintergrund greife ich Überlegungen aus der Soziologie des Vergleichens und (Be)Wertens auf, die neue Perspektiven auf Talentsichtungen ermöglichen. So rücken u.a. Fragen nach den Subjektivierungseffekten von (Be)Wertungsverfahren in den Fokus, die im bisherigen (sport-)wissenschaftlichen Talentdiskurs wenig Beachtung finden. Zudem zeige ich, dass der bisherige Talentdiskurs – nicht nur in den Medien (s.o.) – eine große Heterogenität an impliziten Talentkonstrukten aufweist. So zeichnet sich bspw. der Talentdiskurs durch eine wiederkehrende Unterscheidung zwischen ‚wissenschaftlichen‘ und ‚praktischen‘ Herangehensweisen aus, die teils schwer miteinander zu vereinbar scheinen: „Die wissenschaftlichen Studien bilden die Praxissituation nicht angemessen ab; es wird also – aus welchen Gründen auch immer – an der sportlichen Praxis vorbei geforscht“ (Joch 2011: 11).

Ziel meiner Untersuchung ist es, sich dieser sportlichen Praxis zu widmen und Innenperspektiven bei Talentsichtungen im Sport auszuleuchten. Hierfür wähle ich eine praxistheoretische Analyseoptik bestehend aus verschiedenen Theoriebausteinen, die ich im zweiten Kapitel ausführlich darstelle. Die Wahl der Bausteine erfolgt im Sinne einer „theoretischen Empirie“ (Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008) sukzessive und in Abhängigkeit von den Feldaufenthalten. Erst durch die Analyseoptik ist es mir möglich, nachzuzeichnen, wie Talent in den jeweiligen Sichtungspraktiken konstruiert und performativ zum Vorschein gebracht wird. Damit fasse ich Talent nicht als etwas im Vorfeld Gegebenes, sondern als im Prozess der Sichtung von den Teilnehmenden Konstruiertes auf. Somit geht es mir ausdrücklich nicht um die Frage, ob es den sichtenden Trainer*innen gelingt, ein vorausgesetztes, gegebenes Talent zu erkennen. Stattdessen möchte ich analysieren, wie im Zusammenspiel von Trainer*innen und Bundeskaderanwäter*innen Talent hervorgebracht und damit sicht- und (be)wertbar wird. Hierfür ergänze ich die praxistheoretischen Bausteine um Annahmen zum praxisspezifischen Sehen, in denen zum einen die Bedeutung von sozio-materiellen Arrangements hervorgehoben wird. Zum anderen gehe ich auf die Befähigung zum Sehen durch Erfahrungen in (Denk-)Kollektiven ein, wie sie bspw. sichtende Trainer*innen bilden (2.1). Basierend auf soziologischen Annahmen zu (Be)Wertungen in anderen gesellschaftlichen Feldern gehe ich davon aus, dass die Sichtungen Subjektivierungseffekte auf die Bundeskaderanwäter*innen haben, die im Vollzug der Sichtung als (Nicht-)Talente adressiert werden bzw. sich selbst als diese sichtbar machen. Daher ergänze ich die

Analyseoptik um Subjektvierungsansätze (2.2) und übersetze abschließend das Forschungsinteresse in theoriegeleitete Forschungsfragen (2.3).

Um die Frage zu beantworten, wie Talent in Sichtungspraktiken konstruiert, ge-/bewertet und zugeschrieben wird, habe ich Talentsichtungen im Nachwuchsbereich für die Bundeskader in den Lateinamerikanischen Tänzen und im 400m Sprint mehrere Jahre in Folge praxeographisch begleitet. Die Auswahl der Sportarten erfolgte nach dem Prinzip größtmöglicher Unterscheidung (2.4.1), um zu untersuchen, ob sich trotz des großen Kontrasts sportartenübergreifende Gemeinsamkeiten in den Talentkonstruktionen und (Be)Wertungsverfahren finden lassen.

Wie Amann und Hirschauer (1997: 20) in Anlehnung an Geertz (1987) herausstellen, beginnen teilnehmende Beobachtungen mit der „scheinbar trivialen und ‚unmethodischen‘ Ausgangsfrage: ‚What the hell is going on here?‘“. Wie ich selbst erfahren konnte, muss man für die Beantwortung dieser Frage die Logik der Praxis begreifen. In Anlehnung an Alkemeyer, Buschmann und Michaeler (2015: 29) gehe ich davon aus, dass soziale Geschehnisse erst durch das Einrichten einer theoriegeleiteten Analyseoptik methodisch beobachtbar werden. Mit der Konzeption von Talentsichtungen als Bündel von ort- und zeitspezifischen Praktiken, die ich dementsprechend beobachtete, stellen somit bereits die theoriegeleiteten Videoaufnahmen Resultate von Untersuchungsprozessen dar. In Kapitel 2.4.2 gehe ich ausführlich auf meine praxeographischen Suchbewegungen und Sehversuche im Feld ein, bei denen ich aufzeige, dass vorgefertigte Annahmen zu Kamerapositionierungen und das ‚reine‘ Beobachten der Praxis nicht zwingend für die Beantwortung der aufgeworfenen Forschungsfragen hilfreich bzw. ausreichend sind. In beiden Sportarten hatte ich jedoch das große Glück, auf Trainer*innen (und Bundeskaderanwärter*innen) zu treffen, die mich als forschende Teilnehmerin in den Sichtungspraktiken akzeptierten, und mir über die teilnehmenden Beobachtungen hinaus in videogestützten Interviews und informellen Gesprächen mit Geduld über mehrere Jahre immer wieder Einblicke in ihre Sehstile und (Be)Wertungslogiken gewährten, bis ich diese nachvollziehen konnte und allmählich ein Gespür für die ‚richtigen‘ Kamerapositionen, Nahaufnahmen und ‚relevanten‘ Momente entwickelte.

Kapitel 3 widmet sich der Talentsichtung in den Lateinamerikanischen Tänzen, die ich als erstes analysierte, während ich in Kapitel 4 die Talentsichtung im 400m Sprint untersuche. Die Reihenfolge der Kapitel spiegelt somit den chronologischen Ablauf meiner Untersuchungen wider. Da sich in beiden Feldern die konkreten Anordnungen der (nicht-)menschlichen Teilnehmenden als besonders relevant für das Sehen und (Be)Werten von Talent erwiesen, ziehe ich für das Ordnen, Auswerten und Verschriftlichen der Daten das Konzept der sozio-

materiellen Arrangements heran. Wie Schatzki (2002: 38ff.) betont, können sozio-materielle Arrangements flüchtig oder stabil sein;³ sie wirken ermöglichend oder ver hindernd, indem sie Handlungsräume mitbestimmen und sie präfigurieren die hierarchischen Positionen der menschlichen Teilnehmenden. Um jedoch nicht nur die Mikrologiken der verschiedenen Sichtungsar rangements aufzuzeigen, sondern darüber hinaus Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Anordnungen⁴ herauszuarbeiten, werden die Sichtungspraktiken in einem Wechsel von Brennweiten analysiert (vgl. Nicolini 2012: 219ff.). In beiden Empirikapiteln wird zunächst ‚mikroethnographisch‘ (vgl. Streeck/Mehus 2004) in die verschiedenen Arrangements ‚hineingezoomt‘ und jedes in einem eigenen Unterkapitel behandelt, um sie möglichst detailliert beschreiben und analysieren zu können. Anschließend werden durch das ‚Herauszoomen‘ in den Fazits der einzelnen Arrangements und vor allem in den Zwischenfazits (3.10; 4.7) transsituative Zusammenhänge herausgearbeitet und die Forschungsfragen aufgegriffen.

Im abschließenden Fazit erfolgt ein Rückbezug der Ergebnisse auf die im ersten Kapitel herausgestellten Debatten des ([sport-]wissenschaftlichen) Talentdiskurses. Hiermit sind dreierlei Hoffnungen verbunden. Erstens soll die Arbeit durch ihre Erkenntnisse dazu beitragen, die bisher wenig erforschte Sportpraxis des Talentsichtens zu reflektieren und damit bisherige ‚blinde Flecken‘ in der Sichtsungspraxis und sportwissenschaftlichen Talentforschung auszuleuchten. Zweitens wird durch die Analyseoptik nicht nur der Konstruktionsprozess von Talent nachgezeichnet, sondern auch auf die politisch-normative Dimension von Talentsichtungen hingewiesen, in der Bundeskaderanwärter*innen zu Talenten (gemacht) werden. Auch wenn gerade aus praxistheoretischer Perspektive von Grenzen der Übertragbarkeit ausgegangen wird, kann die Studie zumindest Fragen nach Subjektivierungseffekten von Talentsichtungen und Auswahlverfahren in anderen gesellschaftlichen Feldern aufwerfen und Möglichkeiten zeigen, wie diese untersucht werden können. Drittens hoffe ich mit der Arbeit einen Beitrag zu einer Soziologie des (Be)Wertens zu leisten. Im Zuge der Ausbreitung von (objektivierenden) Prüfungsverfahren scheinen Einblicke in die ‚Blackbox‘ dieser (Be)Wertungsverfahren bedeutsam, um zu verstehen, wie genau Merkmale von Personen in Wert und zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, und damit schließlich Differenzen zu Selektionszwecken erzeugt werden.

3 Mit dem Begriff grenze ich mich vom Raumbegriff im absolutistischen Kontext ab, da dieser oftmals als Konstante, und damit als „Prototyp des Starren“ (Löw 2001: 65) verstanden wird.

4 Die Begriffe Anordnung und Arrangement werden in der vorliegenden Arbeit synonym verwendet.

1. Stand der Forschung zu Talent (im Sport)

Im Folgenden gehe ich zunächst kurz auf die Entwicklung des allgemeinen Talentbegriffs und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesem ein (1.1). Der Diskurs zum Thema Talent/(Hoch-)Begabung¹ zeichnet sich durch eine enge Verzahnung von Forschung, Diagnostik und Förderung aus und ist von drei Debatten geprägt – in denen sich gegenläufige Positionen ausbilden – die jedoch systematische Bezugspunkte aufweisen: Der Frage nach der ‚Weite‘ des Talentverständnisses und den daraus resultierenden Diagnostikinstrumenten; einer anhaltenden Anlage-/Umweltdebatte, die sich u.a. mit der Formbarkeit von Talent auseinandersetzt; wie auch die Ausrichtung der Förderung auf Exzellenz vs. Egalität. Diese Debatten aufgreifend, zeichne ich im zweiten Abschnitt (1.2) die Entwicklung von Talentsichtungen und der Talentforschung im Sport nach. Hierbei gehe ich u.a. auf die verschiedenen Positionen der sportwissenschaftlichen Teildisziplinen ein und beleuchte bisherige Diagnoseverfahren auf der Folie von Überlegungen aus der Soziologie des (Be)Wertens. Abschließend gehe ich auf die Forschungsdesiderate ein, die ich in meiner Untersuchung bearbeite.

1 International ist der Begriff der Begabung geläufig, während sich im deutschsprachigen Raum der Begriff der Hochbegabung gegenüber dem Begriff des Talents durchgesetzt hat (vgl. Ziegler 2008: 15). Zur sprachlichen Vereinfachung schreibe ich im Folgenden zumeist vom Talentdiskurs bzw. verwende die Begriffe synonym.

1.1 VON ANGEBORENER BEGABUNG ZU DIAGNOSTIZIERTEN² TALENTEN IM WERDEN

Vorläufer des gegenwärtigen Talentdiskurses reichen bis in die Antike zurück, in der Personen, die Leistungsspitzen erbringen, als „göttliche Kinder“ bezeichnet werden (Ziegler 2008: 9). Der Begriff des Talents wird für die „göttlichen Kinder“ nicht verwendet, sondern steht ursprünglich für eine Maßeinheit (die Tragkraft eines Mannes) und dient – seinem griechischen Wortverständnis folgend (*talanton* = Waage, Gewicht) – als Währung durch das Aufwiegen von Silber (vgl. Peter 2018: 73). Der Soziologe Peter (ebd.) macht darauf aufmerksam, dass bereits im neutestamentlichen ‚Gleichnis von den anvertrauten Talenten‘ (Matthäus 25, 14-30) ein Aspekt des heutigen Talentverständnisses angelegt sei: Ein Herr vertraut vor einer Reise seinen Knechten sein Vermögen – seine Talente – an. Nach seiner Rückkehr haben die meisten das Vermögen verdoppelt. Nur ein Knecht hat sein Talent vergraben, statt es zu vermehren. Der Herr urteilt: „nehmt ihm das Talent weg und gebt es dem, der die zehn Talente hat! Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.“ (ebd.) Auf Talent solle man sich demnach nicht ausruhen, „vielmehr gilt es als entscheidend, mit Geduld über einen längeren Zeitraum an sich zu arbeiten, um sein Talent zu nutzen“ (Peter 2018: 74).

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Talent beginnt Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts in der Psychologie, Eugenik und Pädagogik. Galton – einer der Urväter der Eugenik und psychologischer Testung – ist der erste Wissenschaftler, der den Begriff des Talents³ verwendet, um Unterschiede von Intelligenz zu klassifizieren (vgl. Ziegler 2008: 21). Die Ursprünge der wissenschaftlichen Betrachtung in der Psychologie und Eugenik zeichnen sich durch ein enges und *anlagedeterministisches Begriffsverständnis* aus: Begabung wird allein anhand der Ausprägung von Intelligenz bewertet und als genetisch bedingt angesehen (vgl. Böker/Horvath 2018: 14f.). Davon abgrenzend positionieren sich pädagogische Arbeiten, die sich Rousseau folgend (1958; Ersterscheinung

2 Im Kontext von Talentidentifikation hat sich sowohl im allgemeinen wie im sport-spezifischen Talentdiskurs der Begriff der Diagnostik durchgesetzt (vgl. bspw. Amelang/Zielinski 1997; Holling/Preckel/Vock 2004; Jäger/Petermann 1992; Neumann 2009).

3 Im Original verwendet Galton (1865) den Begriff Talent, während in Übersetzungen der Begriff Begabung benutzt wird (vgl. Ziegler 2008: 21).

1762) den unterschiedlichen Talenten⁴ zuwenden, „die meistens als angeboren gelten, in Wahrheit [jedoch] einem Geflecht aus Umweltkonstellation, Lebensweise und Erziehung geschuldet seien“ (Hoyer/Weigand/Müller-Oppliger 2013: 40). Nach 1945 verliert die Eugenik an Legimitationskraft und Egalitätsbestrebungen rücken ins Zentrum der Bildungspolitik (vgl. Böker/Horvath 2018: 15). Die wissenschaftliche Brauchbarkeit eines genetisch bedingten Begabungsverständnisses wird aus pädagogischer Perspektive offen in Frage gestellt und ihm ein Konzept des multidimensionalen *Begabens* durch Erziehung entgegengesetzt (vgl. Hoyer/Weigand/Müller-Oppliger 2013: 8; 40). Größter Kritikpunkt am anlagedeterministischen Begriffsverständnis ist die daraus folgende Ungleichbehandlung: „Wer Begabung sagt und genetische Veranlagung meint, nimmt eine Klassifikation vor, die vielfach [...] zur sozialen Differenzierung und pädagogischen Selektierung herangezogen wurde“ (ebd.: 9), da sich aus dem jeweiligen Verständnis zumeist ein spezifisches Förderprogramm ableite, welches Personen „aufgrund hypothetischer Diagnosen über etwaige Lern- und Leistungsmöglichkeiten privilegiert oder benachteiligt“ (ebd.). Psychologische Ansätze verabschieden sich zwar nicht gänzlich von der Annahme genetischer Bedingtheit von Begabung, wenden sich jedoch mehr der Frage zu, wie Anlagen und Umwelteinflüsse bei der Ausbildung von Begabung zusammenwirken (vgl. Rost 2002: 624).

Ab den 1950er Jahren lässt sich zudem eine zunehmende *Weitung des Begabungsbegriffs* im gesamten wissenschaftlichen Diskurs verzeichnen. Die neu entstehenden mehrdimensionalen Begabungsstrukturen integrieren „nicht-intellektuelle Faktoren“ wie bspw. künstlerische Fertigkeiten, psychomotorische Fähigkeiten und Kreativität (Rost 2002: 627f.).⁵ Vor allem das Talentmerkmal Kreativität hält Einzug in den (inter-)nationalen Diskurs und wird von dem amerikanischen Psychologen Guilford (1950) als ökonomisch bedeutsam thematisiert. Während Guilford Kreativität losgelöst von kognitiver Intelligenz als Begabung betrachtet, entstehen Modelle, die beides – Intelligenz und Kreativität – als Bestandteile von Begabung ansehen (vgl. Renzulli 1978), wobei ihre Wechselwirkung widersprüchlich diskutiert wird (vgl. Rost 2002: 628). Laut Peter

4 Wie Hoyer/Weigand/Müller-Oppliger (2013: 42) hervorheben, verwendet Rousseau den Begriff im Original in seinem Werk *Émile ou de la l'éducation*, während in der Übersetzung von ‚natürlichen Veranlagungen‘ die Rede ist (vgl. Rousseau 1958: 197).

5 Ein Beispiel sind die vom amerikanischen Erziehungswissenschaftler Gardner (1991) postulierten „multiplen Intelligenzen“. Gardner unterscheidet folgende, voneinander unabhängige Intelligenzen: sprachlich-linguistisch, logisch-mathematisch, bildlich-räumlich, musikalisch-rhythmisch, körperlich-kinästhetisch, interpersonal, intrapersonal und spirituell.

(2018: 78) korrespondiert der Aufstieg des (kreativen) Talents mit der Umstellung des Subjektideals in der Moderne: „Kern des in die Talentsemantik einziehenden Kreativitätsparadigmas ist die unablässige schöpferische Hervorbringung des Neuen, Abweichenden und Anderen.“ Durch die Verschiebung von der genetisch bedingten Begabung, die sich auf Intelligenz beschränkt, zum breitgefächerten Talent bzw. Begaben werde zwar jede*r miteingeschlossen, jedoch entstehe gleichzeitig eine „Potenzialrhetorik“, die wie bereits im biblischen Gleichnis jede*n dazu aufruft, durch die Arbeit am Selbst ihre*seine individuellen Talente (ökonomisch) zu nutzen: „Talente, für sich genommen, sind wertlos; man muss aus ihnen etwas machen“ (ebd.: 80f.). Darüberhinausgehend werden ab den 1990er Stimmen laut, die die Existenz von (angeborenem) Talent stark hinterfragen, indem sie Exzellenz bspw. im Musik- oder Sportbereich auf „deliberate practice“ – reflektiertes Üben zurückführen (vgl. Ericsson/Krampe/Tesch-Römer 1993). Herausragende Leistung wird in diesen Ansätzen als das Ergebnis von 10.000 Stunden (vgl. ebd.) bzw. 10 Jahren (vgl. Simon/Chase 1973) Üben behandelt. Talent sei demnach „überbewertet“ (Colvin 2010), ein Ansatz, der u.a. in populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen (vgl. ebd.; Gladwell 2009) aufgegriffen und medial viel Aufmerksamkeit erhält, wissenschaftlich jedoch bspw. von Macnamara, Hambrick und Oswald (2014) relativiert wird, da üben alleine für die Ausbildung von Exzellenz nicht ausreiche.

Bis heute zeichnet sich im Talentdiskurs eine große *Heterogenität an Positionen, Begrifflichkeiten* und ihnen impliziten Begriffsverständnissen ab, die im Wissenschaftsfeld als problematisch angesehen wird:

„Formulierungen wie ‚Begabung‘, ‚überdurchschnittliche Begabung‘, ‚Talent‘ oder ‚Leistungsstärke‘ werden gewählt, allerdings ohne genaue Explizierungen dessen, wofür der Begriff steht. Deshalb bleiben viele Unklarheiten. Handelt es sich beim gewählten Begriff eher um statisch erfassbare, sich kaum verändernde Fähigkeiten, die kontinuierlich weiterentwickelt werden oder auch stagnieren? Umfasst der gewählte Begriff intellektuelle und/oder nicht-intellektuelle Fähigkeiten? Wird das, was unter dem gewählten Begriff verstanden werden soll, als Produkt oder als Entwicklungsmöglichkeit mit Prozesscharakter verstanden? Ob Potenzial oder Produkt, Kompetenz oder Performanz bleibt somit [...] ungeklärt.“ (Stamm 2009: 53)

In einem kurzen Abriss zeichnet der Psychologe Ziegler (2008: 15f.) das „babylonische Sprachgewirr“ nach: Während im Deutschen der Begriff der Hochbegabung dominiert, hat sich im internationalen Bereich der Begriff der Begabung durchgesetzt. Anders als die meisten Wissenschaftler*innen (vgl. bspw. Tannenbaum 1986) verwenden die Psychologen Csíkszentmihályi und Robinson (1986)

die Begriffe Talent und Begabung synonym. Wird zwischen den Begriffen differenziert, variiert, welcher Begriff mit Potenzial und welcher mit Hochleistungen gleichgesetzt wird. Ziegler (2008: 17) wiederum beschreibt in seinen Definitionen Talente als Personen, die *möglicherweise* einmal Leistungsexzellenz erreichen werden, während Hochbegabte *wahrscheinlich* Leistungsexzellenz erreichen.

Darüber hinaus systematisiert Ziegler (2008: 15) bisherige Definitionen von Talent und unterscheidet hierbei zwischen *psychometrischen Definitionen* (beruhend auf Testergebnissen – zumeist Intelligenz- oder Kreativitätstests – wird Begabung diagnostiziert), *Performanzdefinitionen* (Begabung zeigt sich in hohen Leistungen), *Etikettierungsdefinitionen* (Begabung als Zuschreibung), *spezifischen Talentdefinitionen* (hohe Leistung in einem spezifischen Bereich wie bspw. Sport oder Musik) und *delphischen Definitionen* (anhand von Expert*innenurteilen über den weiteren Leistungsverlauf wird eine Person als begabt eingestuft). Wie Ziegler (ebd.: 15) betont, können diese Definitionen zu völlig unterschiedlichen Einschätzungen über das Vorliegen von Talent führen.⁶

Im Zuge der Ausweitung des Begabungsverständnisses entstehen immer komplexere Modelle, die nicht nur die verschiedenen Begabungsmerkmale und ihr Zusammenspiel, sondern auch die Einflussfaktoren auf Begabung zu erfassen versuchen. So entwickelt bspw. der Psychologe Mönks (1990) das Hochbegabungsmodell des Psychologen Renzulli (1978) weiter, in dem er neben den von Renzulli deklarierten Bestandteilen von Hochbegabung – Intelligenz, Kreativität und Motivation – die Umweltfaktoren Familie, Schule und Peergroups in die Konzeption von Hochbegabung miteinbezieht. Noch umfassender ist das Münchner Hochbegabungsmodell des Psychologen Heller (1992), das versucht nicht nur Intelligenz zu messen, sondern das Zusammenwirken von ‚Begabungsfaktoren‘,⁷ ‚Umweltmerkmalen‘,⁸ ‚nicht-kognitiven Persönlichkeitsmerkmalen‘⁹

6 Dies zeigt sich bspw. in der Diskrepanz von schulischer Leistung und dem Abschneiden in Intelligenztests: Nur 50% der als hoch intelligent diagnostizierten Schüler*innen erbringen entsprechende Schulleistungen, während nur etwa 15% der Hochleistenden entsprechende Werte in psychometrischen Tests erzielen (vgl. Ziegler 2008: 15).

7 Heller fasst hierunter intellektuelle, kreative, praktische und künstlerische Fähigkeiten sowie soziale Kompetenzen, Musikalität und Psychomotorik.

8 Laut Heller lassen sich diese in familiäre Lernumwelt, Familienklima, Instruktionsqualität, Klassenklima und kritische Lebensereignisse untergliedern und fungieren als Moderatoren.

9 Hierbei differenziert Heller zwischen: Stressbewältigung, Leistungsmotivation, Arbeits-/Lernstrategien, (Prüfungs-)Angst und Kontrollüberzeugung.

und ‚Leistungsbereichen‘¹⁰ abzubilden, um Ansatzpunkte für die Förderung von Begabten aufzuzeigen. Hochbegabung wird demnach nicht (mehr) als statische Gegebenheit, sondern als dynamischer Prozess aufgefasst, der durch miteinander verflochtene interne und externe Faktoren bedingt ist und von ihnen gesteuert wird. Über den Einbezug externer Faktoren wie ‚Umweltmerkmale‘ weitet sich die Potenzialrhetorik weiter aus, da nun nicht mehr nur jedes Talent Arbeit am Selbst verrichten soll, sondern auch an immer mehr Einflussfaktoren über die Person hinaus angesetzt wird.

Kritik an den multidimensionalen Begabungskonstrukten erfolgt auch aus den eigenen Reihen: So sei bspw. beim Münchner Hochbegabungsmodell unklar, wie die einzelnen Faktoren zusammenwirken (vgl. Süß 2001: 149). Bei Renzullis/Mönks‘ Modellen würde zudem auf „unscharfe und bislang kaum valide zu erfassende Variablen als begriffskonstituierende Definitionsmerkmale von Hochbegabung“ (Rost 2002: 628) zurückgegriffen. Insgesamt sei durch die „fast beliebige Öffnung des Hochbegabungsbegriffs [...] das Hochbegabungskonzept [...] zur allumfassenden Leerformel entartet“ (ebd.: 629), wodurch es weder für Theorie noch Praxis brauchbar sei. Aus den Kritiken wird der Anspruch deutlich, dass die Modelle nicht nur Begabungsmerkmale aufzeigen, sondern konkrete Hinweise für die Praxis der *Talentediagnostik* liefern sollen. Die Wertung der Modelle erfolgt somit auf der Folie ihrer Umsetzbarkeit, was die enge Verzahnung im Talentediskurs von Wissenschaft und Diagnostik erkennen lässt, die oftmals in Förderprogrammen mündet.

Mit Hilfe von verschiedenen Testverfahren (vgl. bspw. Egbert 2018) wird Talent diagnostiziert und resultiert in Selektionen für bestimmte Förderprogramme. Die Schwierigkeit der Selektion in Förderprogrammen wird bereits bei unidimensionalen Begabungskonstrukten kontrovers diskutiert. Für den deutschen Psychologen Rost (2002: 627) ist intellektuell hochbegabt,

„wer in der Lage ist, sich schnell und effektiv deklaratives und prozedurales Wissen anzueignen, dieses in variierenden Situationen zur Lösung individuell neuer Probleme adäquat einzusetzen, rasch aus den dabei gemachten Erfahrungen zu lernen und zu erkennen, auf welche neue Situationen bzw. Problemstellungen die gewonnenen Erkenntnisse transferierbar sind (Generalisierung) und auf welche nicht (Differenzierung)“.

Dieses Begriffsverständnis habe sich auch „in der Praxis der Hochbegabungsidentifikation hervorragend bewährt“ (ebd.) und gestatte eine sehr gute Prognose, die zumeist von Hochbegabungsförderprogrammen herangezogen wird. Zur Di-

10 Aufgegliedert in: Sport, Naturwissenschaften, Technik, Informatik, Schach, Kunst, Sprachen, Mathematik und soziale Beziehungen.

agnostik werden zumeist standardisierte Testverfahren verwendet. Die mit Beginn des 20. Jahrhunderts aufgekommenen (Eignungs-)Tests (vgl. Horn 2002: 110) fungieren letztendlich als Gatekeeper zu bspw. Förder- und Stipendienprogrammen.

Im Zuge eines vertieften Interesses der Soziologie für Prozesse des (Be)Wertens (vgl. bspw. Lamont 2012; Nicolae/Endreß/Berli/Bischur 2019) werden Testverfahren im allgemein im Hinblick auf ihre Objektivität und Validität aber auch ihre Wirkmächtigkeit auf die zu Prüfenden hinterfragt. Laut Egbert (2018: 117ff.) müssen Tests als mittelbar verstanden werden, da sie in künstlich geschaffenen Prüfsituationen höchstens Fähigkeiten, die als „symptomatisch für Begabung [...] definiert werden“, jedoch nicht Begabung an sich prüfen. Horvath (2018: 245f.) merkt an, dass

„Begabung als soziales Konstrukt zu verstehen [sei...], das letztlich der Prognose von Leistungsfähigkeit dient. Wenn wir Begabung in diesem Sinn als Potenzial verstehen, stellt sich das Problem, dass sich ein Potenzial zum Zeitpunkt der Betrachtung per definitionem nicht entfaltet oder auch nur angedeutet haben muss. Das gilt umso mehr, als jede Leistungsprognose sich an einem Leistungsverständnis orientiert, das je nach gesellschaftlichen Kontexten variieren und sich auch verändern kann.“

Wie der kurze historische Abriss zeigt, würden je nach Talentverständnis unterschiedliche Merkmale in Testverfahren geprüft werden und somit zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen. Laut Lemke (2004: 267) beziehen sich Tests nicht auf vorgängige Merkmale, die es objektiv und neutral zu enthüllen und zu prüfen gilt, sondern sie tragen zur Konstruktion dieser Talentmerkmale bei und suggerieren, „dass es diese Persönlichkeitseigenschaft [Begabung] in einem ontologischen Sinne gäbe“ (Egbert 2018: 122). Über Testverfahren würden Konzepte wie Talent nicht nur einen ontologischen Status erhalten, sondern auch operationalisierbar werden, „indem sie diese in Faktoren zerlegen, Parameter bestimmen und Kategorien gewichten“ (Lemke 2004: 267). Dem Prozess der Diagnostik von Talent sei somit ein Prozess der Valuation/Wertung von Merkmalen inhärent. In Anlehnung an Mau (2017: 15) umfasst Valuation soziokulturelle Praktiken der ‚Inwertsetzung‘, „bei der Wert oder Werte von etwas etabliert, eingeordnet, verhandelt [...oder] konstruiert“ werden (Doganova/Giraudeau/Helgesson/Kiellberg/Lee/Mallard/Mennicken/Muniesa/Sjögren/Zuiderent-Jerak 2014: 87). Wenn Wert nicht als gegeben, sondern als sozial konstruiert und zugeschrieben angesehen wird, „lautet die Grundprämisse der Analyse solcher gesellschaftlichen Vorgänge immer: es hätte auch anders sein können“ (Mau 2017: 16). Diese Kontingenz werde jedoch im Prozess des „Blackboxing“ (Egbert

2018: 131) – durch die als objektiv wahrgenommenen Testverfahren unsichtbar gemacht (vgl. auch Foucault 1994a: 238ff.; Heintz 2007: 81; Kalthoff 1996: 121).

In der Gesamtbetrachtung haben sich die Techniken des Testens vervielfältigt und auf immer mehr Gesellschaftsbereiche ausgedehnt, so dass „es immer häufiger Tests [sind], die uns sagen, wer wir wirklich sind“ (Lemke 2004: 263f.). Neben standardisierten Prüfungskatalogen über die bspw. Persönlichkeitsmerkmale getestet werden, rücke immer öfter eine offene Performance der Geprüften – bspw. in Assessment Centern – in den Fokus, so dass weniger das Testergebnis, als die Fähigkeit der Geprüften, sich selbst zu inszenieren, entscheidend sei (vgl. Horn 2002). Damit würden die Prüflinge nicht mehr jede*r für sich isoliert Prüfungen ablegen, sondern ihre Interaktion werde zum wesentlichen Bestandteil dieser (vgl. ebd.: 118). Wie Kaminski (2013: 186) aus einer subjektivierungstheoretischen Perspektive herausstellt, ist die Prüfform jedoch nicht bloß ein äußerlich angelegter Maßstab, sondern sie werde als Maßstab an sich selbst übernommen und verändere die „Formen des Denkens, Handelns [...] und] des Selbstbezugs.“ Im Schulkontext weisen einige Untersuchungen auf Subjektivierungsprozesse durch Prüfungen hin, da bereits beim Bearbeiten der Prüfungsaufgaben Reflexionsprozesse über die Erwartungsnormen eingeleitet und Geprüfte sich zu diesen ins Verhältnis setzen würden (vgl. Wrana 2017: 91). Dabei würden die im Test erbrachten Leistungen als konstant und repräsentativ für das Leistungsvermögen der*des Geprüften angesehen (vgl. Kaminski 2013: 179). Faktoren wie Tagesform, Lerneffekte oder situativer Stress würden in Tests nicht berücksichtigt (vgl. Horn 2002: 115). Nicht nur durch die Bezugnahme der Prüflinge zur Prüfung, sondern auch über spezifische Adressierungen (vgl. Pille/Alkemeyer 2016) und die Bewertungen durch die Prüfenden erhalten die Geprüften schließlich Gewissheit über ihr „(schulisches) Selbst- und Fremdbild“ (Kalthoff 1996: 122).

Durch die Kopplung von Diagnostik und Auswahl für die Förderung stehen die Testergebnisse zudem nicht für sich, sondern sie dienen neben der Identifikation auch der Selektion von Begabten. Aus subjektivierungstheoretischer Perspektive ist zudem nicht nur durch die an die Prüfungen anschließende Selektion und Förderung, sondern bereits die Prüfung selbst ein wichtiger Bestandteil der Selbst-Bildung zu (Nicht-)Begabten. Damit stellten Prüfungen eine spezifische Form der Machtausübung dar, in der Personen unter je spezifischen Kriterien verglichen und damit klassifizier- und hierarchisierbar werden (vgl. Foucault 1994a: 243ff.).

Zahlreiche Untersuchungen zu Begabtenförderungsprogrammen zeigen, dass die Aufschlüsselung nach sozialer Herkunft ein homogenes Bild der Geförderten

ergibt, weswegen die Validität der bisher eingesetzten Tests hinterfragt wird. Die Geförderten setzen sich zum Großteil aus Personen aus der Mittel- und Oberschicht zusammen, während Personen aus bildungsfernen Milieus und/oder mit sogenanntem Migrationshintergrund¹¹ unterrepräsentiert sind (vgl. Stamm 2009: 420). Die Erziehungswissenschaftlerin Stamm (ebd.: 426) führt die Unterrepräsentanz von Personen mit Migrationshintergrund in Begabtenförderprogrammen auf einen ‚cultural bias‘ zurück, der in den Identifikationsinstrumenten zum Tragen komme, da diese „vor dem Hintergrund des abendländischen Kulturkreises entwickelt worden“ seien und daher bei „kulturellen Minoritäten angewendet, zu Verfälschungen in Testsituationen führen“ (ebd.). Bereits seit Beginn der Begabtenförderung – beruhend auf Begabungsdagnostik zumeist durch spezifische Testverfahren wie Intelligenztests – gehe mit ihnen die Reproduktion sozialer Ungleichheiten einher (vgl. bspw. Böker 2018; Horvath 2014; Margolin 1994; Terman 1916; 1926), weswegen die Testverfahren und die zumeist auf Exzellenz ausgelegten Förderprogramme kritisch diskutiert werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Talendiskurs historisch von verschiedenen Debatten, in denen sich gegenläufige Positionen ausbilden, geprägt ist, die jedoch miteinander zusammenhängen: Durch die enge Verknüpfung von Forschung, Diagnostik – in Form von verschiedenen Prüfungen oder Tests – und Förderung bleibt neben der bis heute anhaltenden Anlage-/Umweltdebatte auch der Widerstreit zwischen „Exzellenz und Equity“ (Stamm/Viehhauser 2009; vgl. auch Böker/Horvath 2018: 15) bestehen. Dieser wendet sich der Frage hin, ob Förderung sich auf wenige Begabte – zumeist Leistungsstarke – beschränken, oder den Fokus auf Chancengleichheit und die Förderung aller – und auch verschiedener Begabungen – richten soll. Damit eingeschlossen ist somit auch die Frage nach der ‚Weite‘ des Talentverständnisses.

Unter wiederkehrendem Rückbezug auf diese Debatten gehe ich im Folgenden auf den Talendiskurs im Sport ein. Hierfür zeichne ich zunächst die Ent-

11 Die Verwendung der Differenzkategorie ‚Migrationshintergrund‘ wird in aktuellen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen kritisch diskutiert, da sie weder objektiv noch deskriptiv sei und Personen in zwei in sich homogenen aber sich voneinander unterscheidenden Gruppen der ‚Einheimischen‘ und der ‚Anderen‘ einteile (vgl. Mecheril 2011). Die Kategorie müsse als historisch situierte und ethnisierende (Fremd-) Zuschreibung verstanden werden, die dazu beitrage, „Grenzen zu ziehen, Zugehörigkeiten auszudrücken und soziale Ordnungen zu deuten und zu strukturieren“ (Horvath 2017: 199). Durch Studien, die auf diese Kategorie zurückgreifen, verschwimme „die Unterscheidung als Unterscheidung“ (Stošić 2017: 96) und werde zur „sozialen Realität“ (ebd.).

wicklung von Talentsichtungen in Deutschland seit dem 20. Jahrhundert nach und thematisiere die verschiedenen Perspektivierungen von Talent in den sich ausformenden Teildisziplinen der Sportwissenschaft. Aufgrund eines sich abzeichnenden Neubeschreibungspotenzials greife ich bei der Thematisierung von Talentdiagnostik Überlegungen aus der Soziologie des (Be)Wertens auf und gehe auf die Forschungsdesiderate ein, zu denen meine Untersuchung einen Beitrag leistet.

1.2 (BE)WERTUNG VON TALENT IM SPORT

Während für die militärische Rekrutierung bereits in den 1920er Jahren international erste Tests zur Erfassung der generellen motorischen Fähigkeiten entwickelt werden (vgl. Yerkes 1921), beginnt die Systematisierung und wissenschaftliche Begleitung der Talentsuche im Sport in Deutschland nicht mit den Anfängen des organisierten Sports (ca. 1900), sondern erst in den 1950er (DDR)/1960er (BRD) Jahren (vgl. Joch 2012: 23f.). Ausschlaggebend ist die Initiierung und Etablierung der Sportwissenschaft als eigenständige Fachdisziplin (vgl. Grupe 1996: 364), was im Nachgang als Reaktion auf die verschärfte internationale Konkurrenzsituation gedeutet wird (vgl. Güllich 2013: 625).

Zu Zeiten des Dritten Reichs wird vor allem unter Erwachsenen nach Leistungsauffälligen gesucht. Erst ab den 1950er Jahren beginnt in der *DDR* die Fokussierung bei Talentsichtungen auf Kinder und Jugendliche (vgl. Joch 2012: 24ff.). Die systematische Talentsuche scheint politisch motiviert: Zum einen sollte durch internationale Erfolge im Leistungssport die Überlegenheit des Sozialismus demonstriert werden. Zum anderen werde aufgrund des ‚sozialistischen Menschenbildes‘ der Sport als Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Produktivitätskraft angesehen, über den auch Identifikationsmechanismen ausgelöst werden sollen (vgl. Wick 2012: 35). Wie der Sportwissenschaftler Wick (vgl. ebd.: 48) betont, müsse die Talentsichtung und -förderung in der *DDR* dementsprechend als Staatsprojekt verstanden werden. Vor diesem Hintergrund entstehen bereits 1951 die ersten Kinder- und Jugendsportschulen und Übungsleiter*innen und Trainer*innen führen in Kooperation mit Sportlehrer*innen erste Sichtsungsmaßnahmen durch (vgl. ebd.: 40ff.). Aufgrund des relativ schlechten Abschneidens der gesamtdeutschen Olympiamannschaft bei den Olympischen Spielen von 1960 und 1964 erfolgt ein flächendeckender Ausbau von Trainingszentren, und die wissenschaftliche Begleitung von Talentsichtung und -förderung wird von Staatsseite bspw. durch die Gründung des ‚Leipziger Forschungsinstituts für Körperkultur und Sport‘ initiiert. Forschung und Praxis ar-

beiten eng zusammen. Ab 1973 werden einheitliche Sichtungen und Auswahlen (ESA) an allen allgemeinbildenden Schulen der DDR durchgeführt, bei denen das Abschneiden bei sportmotorischen Tests, aber auch Gewicht, kalendarisches und biologisches Alter, Größe, Geschlecht und Name der Schüler*innen erfasst und ausgewertet werden (vgl. ebd.: 44). Herausragende Sportler*innen werden an Trainingszentren verwiesen und systematisch gefördert, wobei die Entscheidung für oder gegen den Leistungssport nicht den Sportler*innen überlassen, sondern ihre Autonomie dem Staat untergeordnet wird (vgl. Güllich/Cobley 2017: 93). Die Anzahl an wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mit dem Thema Sportförderung im Kindes- und Jugendalter beschäftigt, nimmt ab den 1970er Jahren stetig zu, wobei diese damals nicht öffentlich zugänglich sind, sondern von politischer Führung unter die Kategorie ‚streng vertraulich‘ gestellt werden (vgl. Wick 2012: 47). Der Erfolg des Systems, welcher sich in über 4000 Siegen während internationaler Wettkämpfe in der Laufzeit der DDR ausdrückt, wird mit der flächendeckenden Sichtungs- und Fördermaßnahmen, aber auch mit dem staatlich verordneten Doping erklärt (vgl. Spitzer 2008), wodurch die Wirksamkeit der Sichtungsverfahren, die sich vor allem auf anthropometrische Werte und Leistungsauffälligkeit fokussieren, in Frage gestellt werden kann.

Bereits vor der Wiedervereinigung Deutschlands versuchen die BRD und auch andere Länder sich an dem Sichtungs- und Fördersystem der DDR bzw. der gesamten sogenannten Ostblockstaaten zu orientieren (vgl. Güllich/Cobley 2017: 93), was sich in der BRD bspw. in Vorschlägen des damaligen Generalsekretärs des Deutschen Sportbundes äußert, sich vom föderalistischen Sportsystem zu verabschieden:

„Traditionen halten uns gefangen und die Sportler müssen ausbaden, was mit etwas mehr Mut und Entschlossenheit geändert werden könnte, aber unter Berufung auf die unantastbaren Freiheiten der Sportler, das föderalistische System, die demokratische Gesellschaft u. a. m. nicht oder nur zögernd angegangen wird.“ (ZEIT/Gieseler 1975: 45)

Zwar lassen sich auch in Westdeutschland ab den 1960er Jahren Systematisierungsprozesse des Leistungssports erkennen: Es entstehen erste Institutionen, die sich der Förderung des Leistungssports verpflichten, wie bspw. der 1961 gegründete ‚Bundesausschuss Leistungssport‘ zur wissenschaftlichen und methodischen Förderung des Leistungssports, der ab 1969 – im Anschluss ans schlechte Abschneiden bei den Olympischen Spielen 1968 im Vergleich zur DDR – in den Deutschen Sportbund integriert wird. In den 1970er Jahren werden großflächige Maßnahmen zur Talentfindung und Kader zur Leistungsförderung eingeführt, so dass bereits in frühen Jahren eine Selektion der zu fördernden Athlet*innen statt-

findet. Zudem werden Kooperationen mit Schulen geschlossen, die die Anfänge der ‚Sportbetonten Schulen‘ darstellen (vgl. Brettschneider/Drenkow/Heim/Hummel 1993: 378f.) als Vorstufe der ‚Eliteschulen des Sports‘¹² (vgl. Radtke/Coalter 2007: 37f). Jedoch kann weder vor noch nach der Wende¹³ an die Erfolge der DDR angeknüpft werden, was zumeist auf die unterschiedlichen Strukturen der (Sport-)Systeme zurückgeführt wird (vgl. bspw. Wick 2012: 56).

Differente Perspektivierungen von (angeborenem) Talent in den Teildisziplinen der Sportwissenschaft

Die *Verzahnung von Wissenschaft und Praxis* streben beide Seiten von Beginn an der Talentsichtungen und der Etablierung der Sportwissenschaft an, jedoch werten sie die Umsetzung der Zusammenarbeit von Anfang an zumeist als unbefriedigend:

„Die beiden Partner, Praxis und Wissenschaft, können offenbar ihre Vorannahmen, Erwartungen und Handlungsweisen nicht aufeinander abstimmen. Der eine erwartet konkrete Hilfe im alltäglichen Heute und handelt oft spontan und intuitionsgeleitet. Der andere sucht, angeleitet von einer ‚Theorie‘ planmäßig und systematisch nach Daten für Regeln, die er vielleicht morgen, natürlich ohne Gewähr, kundtut.“ (Hagedorn/Joch/Starischka 1989: 7 zitiert nach Joch 2012: 28)

12 Hierunter fallen Verbundsysteme aus Schule, Sport (und Wohnen), die die duale Karriere (Spitzensport und Schule) der potenziellen Spitzensportler*innen optimal koordinieren sollen, so dass weder die schulische Bildung noch die sportliche Förderung zu kurz kämen. Dies soll damit gewährleistet werden, dass Schule und Training eng aufeinander abgestimmt und die Athlet*innen in speziellen Sportklassen unterrichtet werden. Zielsetzung ist es, über die Förderung in den Eliteschulen in die Landeskader und langfristig in die Bundeskader zu gelangen und im Idealfall internationale Erfolge zu erreichen. Laut Angaben des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB) müssen zur Zulassung sportliche, schulische und sportmedizinische Voraussetzungen erfüllt werden, wobei auf diese von Seiten des DOSB nicht näher eingegangen wird (vgl. DOSB 2014).

13 Nach der Wende werden in den neuen Bundesländern die Sportstrukturen an die alten Bundesländer angepasst. U.a. wurden die bisherigen hauptamtlichen Trainer*innen entlassen, reine Sportklassen aufgelöst, Internatskapazitäten reduziert und generell die Verflechtung von Schule und Sportverein gelockert (vgl. Wick 2012: 49).

Erschwerend kommt die Heterogenität an Ansätzen innerhalb der Sportwissenschaft hinzu, die sich im zeitlichen Verlauf in verschiedene Teildisziplinen ausdifferenziert. In den 1970er Jahren zeichnen sich vor allem zwei Forschungsrichtungen ab, die die *Anlage-Umwelt-Debatte* der allgemeinen Talentforschung widerspiegeln: Aus *sportmedizinischer Sicht* liegt das Interesse zumeist auf der Heredität von genetisch bedingten Merkmalen, auf die Leistungsunterschiede zurückgeführt werden, während *trainingswissenschaftliche Ansätze* sich für die Leistungsentwicklung und Steigerungsfähigkeit durch Training interessieren (vgl. Hohmann 2001: 15), wobei eine klare Zuordnung der Disziplinen zu Positionen der Anlage-/Umwelt-Debatte nicht immer möglich ist. So beziehen auch trainingswissenschaftliche Ansätze Überlegungen zu genetisch bedingten Leistungsentwicklungen mit ein und sportmedizinische Ansätze verschließen sich nicht vor umweltbedingter Leistungsentwicklung.

„Naturbedingte“ Faktoren, die in der Sportwissenschaft und -praxis für verschiedene Sportarten als leistungsbestimmend bzw. -beeinflussend diskutiert werden, sind bspw. anthropometrische Messgrößen wie Körperhöhe, Körpermasse, Sitzhöhe, aber auch aus einzelnen Maßen berechnete Werte wie Armspanne (im Vergleich zur Körperhöhe), Quetelet-Index (Körpermasse : Körperhöhe), Plastik-Index (Index aus Schulterbreite, Unterarmumfang, Handumfang zur Beurteilung der plastischen, athletischen Wuchstendenz des Körpers) und Metrik-Index (unter Einbezug der Körperhöhe, der Brustkorbtiefe und -breite wird der Grad der Schlankwüchsigkeit beurteilt) (vgl. Fröhner/Wagner 2011: 32).

Während diese Werte sich im Verlauf der Entwicklung verändern (können) und somit ihr Einbezug in die Talentauswahl Kenntnisse zur Entwicklungsdynamik voraussetze (vgl. ebd.: 35), lassen sich auch sportwissenschaftliche Bemühungen feststellen, stabile (äußere) Merkmale zu finden, anhand derer Talent prognostiziert werden könne. So wird bspw. in einigen Studien ein Zusammenhang zwischen dem Verhältnis von Zeigefinger (D2) zu Ringfinger (D4) und der sportlichen Leistungsfähigkeit herzustellen versucht (vgl. bspw. Manning/Taylor 2001; Paul/Kato/Hunkin/Vivekanandan/Spector 2006; Moffit/Swanik 2011). Das Längenverhältnis werde bereits im Uterus durch die Zusammensetzung von Östrogen und Testosteron bestimmt. Je mehr Testosteron synthetisiert werde, desto kleiner sei das D2:D4 Verhältnis und umso größer sei die sportliche Leistungsfähigkeit (vgl. ebd.). So zeigen bspw. Manning und Taylor (2001), dass Fußballspieler der ersten Liga in England ein geringeres D2:D4 Verhältnis aufweisen als Ersatzspieler und Spieler unterer Ligen. Ein Zusammenhang zwischen sportlichem Erfolg und dem Fingerlängenverhältnis konnte jedoch bspw. im Handball nicht nachgewiesen werden (vgl. Baker/Kungl/Pabst/Strauß/Büsch/Schorer

2013). In einer sportartenübergreifenden Studie versuchten Moffit und Swanik (2011) zu untersuchen, in welchen Sportarten das D2:D4 Verhältnis die größten Auswirkungen habe. Während eine Zusammenfassung aller Sportler im Vergleich zu der Kontrollgruppe keine signifikanten Unterschiede aufzeigt, weisen Athleten im Football und Turnen die niedrigsten Werte (gedeutet als höchstes Anzeichen für Testosteron) auf (vgl. ebd.). Anhand von quantitativen Untersuchungen zur Korrelation von Fingerlängenverhältnis und Leistungsauffälligkeit wird demnach versucht, Anzeichen für sportliches Talent zu finden, wobei die Ergebnisse dieser Untersuchungen sehr unterschiedlich ausfallen und weiterhin unklar ist, auf welche konkreten Eigenschaften anhand des Fingerlängenverhältnisses geschlossen werden könne (vgl. Krüger 2011: 39). Die Hypothesen reichen von körperlicher Einsatzfreude und Aggressivität (vgl. ebd.) über räumliches Sehvermögen, Griffstärke und kognitiven Fähigkeiten zu mentaler Stärke, Optimismus und Selbstsicherheit (vgl. Tomkinson/Dyer 2017).

Im Zuge der (sport-)medizinischen Entwicklung werden inzwischen nicht nur äußere ‚naturegegebene‘ Merkmale für die Talentbestimmung in den Blick genommen. Einige sportmedizinische Ansätze versuchen Gene zu bestimmen, „die direkt oder indirekt mit der Veranlagung für besondere sportrelevante Fähigkeiten assoziiert sind“ (Breitbach 2011: 15). Über 200 solcher Gene seien bereits erkannt und in einer Liste aufgeführt, die Auswirkungen auf bspw. die maximale Sauerstoffaufnahme, die anaerobe¹⁴ Leistungsfähigkeit, die maximale Sprintschnelligkeit, die Muskel-Faserverteilung, wie auch die Trainierbarkeit dieser Faktoren haben sollen (vgl. ebd.; Rees/Hardy/Güllich/Abernethy/Cote/Woodman/Montgomery/Laing/Warr 2016: 1043). Bei diesen Identifikationsbemühungen ist die Annahme zentral, dass sportliches Talent sich vornehmlich über den Genpool bestimmen lasse, so dass Testungen unabhängig von Alter, Trainingszyklus, Tagesform etc. möglich seien. Kritik an den Verfahren wird zum einen aufgrund der unzureichenden Aussagekraft geäußert. Wie die deutsche Sportmedizinerin Breitbach (2011: 14) problematisiert, reicht es für die Aufnahme eines Gens in die Liste, „dass in einer beliebigen Studie auf die positive Assoziation des Gens mit einer sportlichen Fähigkeit hingewiesen wird. Eine Widerlegung dieses Zusammenhangs durch nachfolgende Studien bewirkt weiterhin keine Korrektur.“ Zudem seien sportliche Leistungsfähigkeit und ihre Determinanten „polygen codiert, wohingegen genetische Tests lediglich isolierte Determinanten bestimmen können“ (ebd.). Zum anderen werden vor allem aus ethischen Gesichtspunkten Bedenken formuliert, da als Konsequenz die Talent-

14 Im Gegensatz zu aeroben Stoffwechselforgängen läuft die anaerobe Energiebereitstellung ohne die Beteiligung von Sauerstoff in den Zellen ab. Bei diesem Prozess entsteht Laktat, durch welches die Muskeln ‚übersäuern‘ (vgl. Markworth 2004: 236ff.).

auswahl und -förderung genabhängig wäre, worin sich „eine empfindliche Beeinträchtigung der Autonomie des Menschen“ zeige (Breitbach 2011: 17; vgl. auch Müller 2009).¹⁵ Insgesamt scheint jedoch im Vergleich zum allgemeinen Talentediskurs die Annahme einer genetischen Disposition im Sport „einen höheren Grad an Plausibilität [zu besitzen, da] die physisch-somatischen Voraussetzungen [...] eine herausragende Rolle spielen“ (Joch 2012: 59). Bis heute wird der Einfluss von Genen auf sportlichen Erfolg kontrovers diskutiert, wobei man sich inzwischen im sportwissenschaftlichen Diskurs einig zu sein scheint, dass sportliches Talent nicht auf ein einzelnes Gen zurückgeführt (vgl. Sominton 2017: 13) oder als biogenetische unveränderliche Merkmalsausstattung angesehen werden kann (vgl. Hohmann 2001: 17). Vielmehr müsse sich dem komplexen Zusammenspiel von ‚naturegebenen‘ Faktoren und Umwelteinflüssen gewidmet werden (vgl. Abbott/Collins 2004: 300).

Parallel zu den Anfängen sportmedizinischer und trainingswissenschaftlicher Forschung werden in den 1970er Jahren erste (*sport-)*pädagogische Stimmen laut, die Kritik an früher Talentselektion und -förderung äußern und Forderungen nach pädagogischen Interventionen und gesetzlicher Begrenzung der wöchentlichen Trainingszeiten stellen (vgl. Joch 2012: 32f.). Kinderhochleistungssport wird als Gradwanderung zwischen Fremdbestimmung und Selbstverwirklichung verhandelt (vgl. Meinberg 1984), bei dem keine Degradierung des Körpers zu einem „quantifizierbaren, in biomechanischen Gesetzmäßigkeiten aufgehenden, ansonsten eher emotionslosen und sterilen Stoff, aus dem künftige Weltmeister und Olympiasieger geschnitzt werden“ (ebd.: 113) stattfinden dürfe. Sportliches Talent, welches sich in der deutschen Sportpraxis und -wissenschaft vornehmlich auf das Kindes- und Jugendalter bezieht (vgl. Güllich 2013: 625), müsse vielmehr „selbst als eine Entwicklungsaufgabe [verstanden werden], deren Eingebundenheit in institutionelle, milieuspezifische und interaktive Erfahrungsräume“ (Pallesen 2013: 334) es weiter zu erforschen gelte. So widmen sich ab den 2000er Jahren neben sportpädagogischen (vgl. bspw. Borchert 2013; Schierz/Pallesen 2013) vor allem *sportsoziologische Untersuchungen* den Strukturen des Spitzensports und seines Fördersystems, wobei systemtheoretische Ansätze dominieren (vgl. bspw. Borggreffe/Cachay/Riedl 2009; Riedl/Cachay 2002; Thiel/Teubert/Cachay 2004; Thiel/Mayer/Digel 2010). Diese Ansätze machen hauptsächlich auf die Determinierung und Formierung der Athlet*innen durch die sportspezifischen Strukturen aufmerksam, wobei die Untersuchungen erst nach der Talentauswahl ansetzen. Selektionskriterien würden sich aus einer sys-

15 Interessanterweise werden diese ethischen Bedenken bei den oben genannten potenziellen äußeren Talentmerkmalen wie anthropometrische Messwerte und Fingerlängenverhältnisse nicht aufgeführt.

temtheoretischen Perspektive aus den übergeordneten Strukturen des Spitzensportsystems, d. h., letztlich aus dem binären Code: Sieg/Niederlage ableiten lassen, der Leistungsunterschiede in Form von besser/schlechter produziere (vgl. Körner 2012: 80; Bette 2010: 136). Wie genau die Lektorientierung auf der Organisations- und Interaktionsebene operationalisiert wird, auf der sich die Talentauswahlen vollziehen, bleibt jedoch unklar.

Einige der Ergebnisse stellen die Eliteschulen des Sports als tragende Pfeiler des deutschen Fördersystems in Frage. So konnte bspw. in Studien gezeigt werden, dass lediglich 29% der Spitzenathlet*innen der Sommersportarten eine Eliteschule des Sports besuchten, und unter den Medaillengewinner*innen gab es ebenso viele Absolvent*innen einer Eliteschule des Sports wie anderer Schulen (vgl. Emrich/Pitsch/Güllich/Klein/Fröhlich/Flatau/Sandig/Anthes 2008: 14), wobei die sich aus der Studie ableitende Kritik an den Eliteschulen des Sports u.a. aufgrund der Komplexität des Systems wie auch der Stichprobe kritisch diskutiert wird (vgl. Hummel/Brand 2010). Weitere soziologische Analysen untersuchen die Milieugebundenheit des Spitzensports: Ähnlich wie im allgemeinen Talentdiskurs zeichnet sich in Deutschland eine Homogenität der ausgewählten Athlet*innen hinsichtlich der sozialen Herkunft ab. Der deutsche Hochleistungssport würde vor allem solche Athlet*innen aufweisen, „die über Habitusformen verfügen, wie sie insbesondere in der sozialen Praxis mittlerer und höhere Klassen ‚einverleibt‘ werden“ (Alkemeyer/Braun/Gebauer 1998: 201). Diese soziale Selektivität lässt sich laut Gebauer (2003: 205) darauf zurückführen, dass Leistungssportler*innen die Funktion von Repräsentant*innen der Nation übernehmen, und damit „über eine Reihe von Eigenschaften verfügen [müssen], zu denen neben der sportlichen Leistungsfähigkeit auch andere Qualitäten gehören, insbesondere solche der öffentlichen Darstellung, spezifische Dispositionen, Verhaltensweisen und Fähigkeiten, die von den Institutionen des Spitzensports einer Nation systematisch gefördert werden.“ Hieraus ergebe sich die Frage: „Erfassen wir mit unseren Maßnahmen zur Talentförderung eigentlich die Richtigen, die wirklich Talentierte und Leistungsfähigsten, [...] oder nur diejenigen, die sich in unser System [...] besser einfügen und einfügen lassen?“ (Joch 2012: 20).

Des Weiteren entstehen (*sport-)*psychologische Arbeiten, die versuchen weitere potenzielle Indikatoren für und Einflussfaktoren auf Talent wie Persönlichkeitsaspekte in den Blick zu nehmen. So thematisiert bspw. die Psychologin Dweck (2009) die Auswirkungen eines statischen oder dynamischen Selbstbildes auf Erfolg. Während laut Dweck (ebd.: 100) Personen mit einem eher statischen Selbstbild davon ausgehen, dass ihre Fähigkeiten vorgegeben und unveränderbar – und damit auch nicht optimierbar – seien, gehen Personen mit einem dynami-

schen Selbstbild von der Möglichkeit einer Veränderung und Optimierung ihrer Fähigkeiten aus. Sie begriffen auch Leistungsdefizite nicht als Leistungsgrenzen, sondern als Herausforderungen und Lerngelegenheiten, was für Spitzensport notwendige Einstellungen seien. Demnach sei ein dynamisches Selbstbild ein wichtiges Talentmerkmal,¹⁶ wobei kontrovers diskutiert wird, ob Persönlichkeitsstrukturen im Allgemeinen stabil oder veränderbar seien (vgl. Güllich 2013: 636; Harttgen/Milles/Struck 2010: 23ff.). Der Sportwissenschaftler Joch hingegen hält die Frage, ob sich Sporttalente von Nichttalenten durch ihre Persönlichkeitsstruktur unterscheiden, für wenig bedeutungsvoll, da „zur Förderung von Sporttalenten die Einflüsse aller Persönlichkeitsbereiche und die Interdependenzen zwischen den einzelnen Bereichen der Persönlichkeit mit bedacht und in die Konzeption der Talentförderung mit einbezogen werden müssen“ (Joch 1992: 109). Parallel entstehen sportpsychologische Studien in denen weniger nach Indikatoren für Talent gesucht, sondern die Bedeutung von „deliberate practice“ (vgl. Ericsson/Krampe/Tesch-Römer 1993; vgl. 1.1) für die Ausbildung von Exzellenz erforscht wird. Ähnlich wie in anderen Exzellenzbereichen wie bspw. Musik kommen die Forscher*innen zu dem Schluss, dass die Theorie der ‚deliberate practice‘ nicht ausreichend sei, um die Ausbildung von Exzellenz zu erklären (vgl. Baker/Côté/Deakin 2005: 78) und dass eine dezidiere Betrachtung von Exzellenzausbildung notwendig sei (vgl. auch Baker/Young 2014; Macnamara/Hambrick/Oswald 2014).

Von einem engen und statischen zu einem weiten und dynamischen Talentverständnis

Talent wird im sportwissenschaftlichen Diskurs zunehmend als „mehrdimensionales Geschehen“ begriffen, „bei dem u.a. physisch-motorische Voraussetzungen und Lerngelegenheiten in der sozialen Umwelt, familiäre Unterstützung und Eigeninitiative zusammen und ggf. in wechselseitiger Abhängigkeit wirken“ (Joch 2012: 60). Mit der zunehmenden Professionalisierung der Talentförderung seien zudem „technisch und körperlich [...] heutzutage praktisch alle Athleten mehr oder weniger austrainiert“ (Zerlauth 1996: 19) und Belastungsgrenzen nahezu erreicht (vgl. Hohmann 2001: 15), so dass weitere Entwicklungsmöglichkeiten (vgl. bspw. Zerlauth 1996: 19) aber auch Schutzmechanismen (vgl. Hoh-

16 Wobei es wichtig sei, Athlet*innen nicht als solche zu adressieren, da mit dem Label ‚Talent‘ auch – teils zu hohe – Erwartungen verbunden seien, die wiederum zu Frustration bei den Erwartungen widersprechenden Leistungen führen könnten (vgl. Wattie/Baker 2017: 73).

mann 2001: 15) auf psychologischer, aber auch struktureller und sozialer Ebene entwickelt werden müssten. Im Zuge der Ausdifferenzierung der verschiedenen sportwissenschaftlichen Zugänge entstehen immer mehr Talentdefinitionen. Obwohl man sich im sportwissenschaftlichen Diskurs einig darüber zu sein scheint, dass „sowohl im Hinblick auf ein wirkungsvolles Praxishandeln als auch im Hinblick auf praxisrelevante Forschung [...] die Verständigung auf einen problemangemessenen Talentbegriff“ (Carl/Hohmann/Wick 2002: XI) wichtig sei, liegt bis heute keine allgemeingültige Definition vor. Jedoch lässt sich in den letzten drei Jahrzehnten ähnlich wie im allgemeinen Talentdiskurs eine Verschiebung von einem engen und statischen hin zu einem weiten und dynamischen Talentverständnis erkennen. Dementsprechend sei nicht mehr nur eine punktuelle körperliche Leistung bedeutsam (enger statischer Talentbegriff), sondern es werden „neben sportmotorischen Leistungen auch Merkmale des Trainings, der Persönlichkeit sowie des materiellen und sozialen Umfelds einbezogen, denen begünstigende Effekte auf das Training und seine Wirkung auf die Leistungsentwicklung zugeschrieben werden“ (Güllich 2013: 628; vgl. auch Hohmann 2009; Joch 1992). Im Versuch die verschiedenen Einflussfaktoren zu umfassen, werden Talentdefinitionen zunehmend komplexer:

„Talent besitzt, oder: ein Talent ist, wer auf der Grundlage von Dispositionen, Leistungsbereitschaft und den Möglichkeiten der realen Lebensumwelt über dem Altersdurchschnitt liegende, möglichst im Wettkampf nachgewiesene entwicklungsfähige Leistungsresultate erzielt, die das Ergebnis eines aktiven, pädagogisch begleiteten und intentional durch Training gesteuerten multidimensionalen Veränderungsprozesses darstellen, der auf ein später zu erreichendes hohes (sportliches) Leistungsniveau zielstrebig ausgerichtet ist.“ (Joch 2012: 70)

Über die verschiedenen Einflussfaktoren hinaus müsse Talent(-entwicklung) als dynamischer Prozess begriffen werden, der zwar auf langfristige sportliche Hochleistungen ausgerichtet sei, sich jedoch durch Veränderung und Inkonsistenz sowohl im Hinblick auf „Eigenschaften, Fähigkeiten, Einstellungen, Interessen“ (ebd.) als auch Umweltbedingungen auszeichne.

Diagnostik von Talent

Wie im allgemeinen Talentdiskurs wird an einem dynamischen Talentverständnis die schwer zu realisierende Diagnostik thematisiert. Der Trainingswissenschaftler Weineck (1986: 329) kommt bereits 1986 zu dem Schluss „auch die Existenz eines perfekten Merkmalkatalogs würde nicht automatisch das Problem

der objektiven Erfassung dieser Merkmale bzw. Merkmalkomplexe lösen“. Letztendlich entzöge sich Talent dem direkten empirischen Zugang, und nur die Leistung sei messbar (vgl. Joch 2012: 59), wobei der Zusammenhang zwischen Leistung und Talent kontrovers diskutiert wird: Ab den 1990er Jahren widmet sich die Sportwissenschaft nicht nur der Frage der Talentdiagnostik, sondern auch vermehrt der Frage der Talententwicklung (vgl. Seidel 2011: 20), wodurch zahlreiche Studien entstehen, die sich den Förderstrukturen bzw. den Geförderten widmen, die die Validität bisheriger Sichtungungsverfahren in Frage stellen. So weisen Emrich und Güllich (2005) in einer Untersuchung über die leistungssportliche Entwicklung deutscher Kaderathlet*innen verschiedener Sportarten nach, dass anhand von körperlicher Leistung im Kindes- und Jugendalter nicht auf die Leistung im Erwachsenenalter geschlossen werden könne. Ihre Langzeitstudie zeigt: Je früher die Aufnahme der Athlet*innen in das Fördersystem erfolgt, desto früher scheiden sie aus dem System aus. Und je erfolgreicher die Athlet*innen im Spitzensport sind, desto später wurden sie erstmals ins Fördersystem aufgenommen (vgl. Güllich 2013: 647). Verschiedene internationale Studien bestätigen die geringe Erfolgsquote von frühen Talentsichtungen basierend auf Wettkampfleistungen: „Only up to two percent of young athletes involved in Talent development eventually attain international senior success“ (Güllich/Cobley 2017: 80). Demnach sind frühe Leistungen und Erfolge statistisch gesehen kein Indikator für spätere Leistungen. Nichtsdestotrotz zeichnet sich nicht nur das deutsche, sondern auch ein Großteil europäischer Förder- und Sichtungssysteme (vgl. Rees et. al. 2016: 1047) durch die Annahmen aus, dass Talente a priori anhand von frühzeitigen Leistungen erkennbar und Spitzensportfolge das Ergebnis linearer Erfolge seien (vgl. ebd.: 646). Dementsprechend werden Athlet*innen bereits in jungen Jahren aufgrund ihrer Wettkampfleistungen gesichtet und in Leistungskader berufen. Der Rückgriff auf Wettkampfleistungen zur Talentsichtung sei den Umständen geschuldet, dass die Sportpraxis „Tag für Tag funktionieren“ (Moll 2016: 266) müsse und Wettkampfleistungen „einfach festzustellen, objektiv und transparent“ seien (Hohmann/Carl 2002: 9). Zudem mangle es in vielen Sportarten an alternativen abgesicherten Strategien der Talentauswahl (vgl. ebd.). Gleichzeitig weisen weitere Studien nach, dass bei Kindern und Jugendlichen der sogenannte relative age effect zu Verzerrungen der Einschätzungen von (Wettkampf-)Leistungen führe. Talentauswahlen – wie auch Wettkampfgruppierungen – sind zumeist jahrgangsgebunden, wodurch der Vorsprung, den Athlet*innen, die früh im Jahr geboren sind, in der körperlichen Entwicklung gegenüber Spätgeborenen haben, nicht berücksichtigt wird. So ist auffällig, dass in Jugendkadern Athlet*innen, die im ersten Quartal Geburtstag haben, überrepräsentiert sind (vgl. bspw. Cobley/Baker/Wattie/McKenna 2009;

Mujika/Vaeyens/Matthys/Santisteban/Goiriena/Philippaerts 2009; Rees et. al. 2016: 1043). Demnach müsse das biologische Alter erfasst bzw. dürften Jahrgänge nicht als homogene Gruppen bewertet werden.

Je nach Sportart werden inzwischen nicht nur Wettkampferfolge zur Talentauswahl berücksichtigt, sondern es kommen auch spezifische Testbatterien zum Einsatz, die teils aus der Sportwissenschaft, teils aus der Sportpraxis stammen. Diese sollen anthropometrische, sportmotorische und/oder psychologische und soziale Faktoren in Form von standardisierten Tests objektiv abprüfbar machen (vgl. bspw. Elbe/Seidel 2003; Harttgen/Milles/Struck 2010; Sands 2012; Schorer/Büsch/Fischer/Pabst/Rienhoff/Sichelschmidt/Strauß 2012), wobei „psychologische, soziale und kognitive Merkmale in den Testbatterien zur Diagnose und Prognose von sportlichem Talent in der Regel unterrepräsentiert“ sind (Joch 2012: 77; vgl. auch Elbe/Beckmann 2005). Wie Heintz (2007: 67) herausstellt, ist die „Gleichsetzung von ‚objektiv‘ mit ‚unabhängig von persönlichen Einschätzungen““ eine Entwicklung, die sich erst im 19. Jahrhundert endgültig durchgesetzt hat. D.h., (Be)Wertungspraktiken und Diagnoseinstrumente müssen als historisch und gesellschaftlich wandelbar begriffen werden. Mit der Vereinheitlichung von Maßen im 19. Jahrhundert (vgl. ebd.: 69f.) sei der Grundstein für die Quantifizierung gelegt, die im Sport neue Vergleiche ermögliche und sich in Form von Statistiken niederschlage und so „den Wettkampfbetrieb mit einer historisch, sozial und räumlich unbegrenzt ausgreifenden Leistungsevaluation“ begleite (Werron 2007: 247). Im Sinne des Postulats „What is counted counts“ (Miller 2001: 386) findet laut Mau (2017: 85) inzwischen häufig nur Quantifizierbares Eingang in Bewertungssysteme, so dass bereits mit der Entscheidung für eine bestimmtes Testverfahren die jeweiligen ‚Indikatoren‘ für bspw. Talent/(Hoch-)Begabung aufgrund der Möglichkeiten ihrer Quantifizierung unterschiedlich gewichtet würden.

Basierend auf den Testergebnissen wird das jeweilige Talent bewertet und Prognosen über zukünftige Leistungen erstellt. Der auf den medizinischen Bereich verweisende Begriff der Diagnose (vgl. Krähnke 2016: 9) wird damit im Kontext von (sportlichem) Talent anders konnotiert. Anhand der Anamnese wird nicht versucht Krankheiten zu erfassen und Therapiemöglichkeiten zu finden, sondern Potenzial zu heben. Die Bewertungen erfolgen mit Blick auf die Zukunft. D.h., letztendlich werden die Testergebnisse in Entscheidungen übersetzt (vgl. Egbert 2018: 124), die über die sportliche Zukunft der Athlet*innen bestimmen. Die praktische Umsetzbarkeit und die Aussagekraft dieser Tests werden jedoch in der Fachliteratur selbst kritisch diskutiert. Bspw. analysiert die Sportwissenschaftlerin Moll (2016) 40 sportmotorische Testverfahren, die in der Deutschen Leichtathletik zur Leistungsdiagnose in der Altersklasse 12 bis 14

eingesetzt werden. Moll (ebd.: 147) zeigt, dass die meisten der Tests keine ausreichende Standardisierung aufweisen, womit die Objektivität fraglich sei. Insgesamt sei vor allem aufgrund methodologischer Herausforderungen die Frage, anhand welcher personenbezogenen Merkmale ein sportliches Talent möglichst frühzeitig und fehlerfrei erkannt und ausgewählt werden kann, bislang nicht zufriedenstellend und zuverlässig zu beantworten (vgl. Seidel 2011: 19). Auch Güllich (2013: 633) schlussfolgert in seiner Übersicht zur bisherigen Talentforschung, dass „selbst mit den besten Verfahren, die die Praxis und die Wissenschaft bis heute hervorgebracht haben, [...] eine frühzeitige Talenterkennung einschließlich -prognose im Einzelfall mit beträchtlichen Fehlern verbunden ist und zu etlichen Fehleinschätzungen“ führe. Kostspielige Diagnoseverfahren, wie sie sich aus den gelisteten Punkten ergeben, seien nur dann berechtigt, wenn sie in ihrer Aussagekraft dem ‚Trainerauge‘ überlegen seien (vgl. ebd.). Für dieses interessieren sich bisher nur wenige Studien, die versuchen anhand von leitfadengestützten Interviews die subjektiven Sichtweisen und Deutungsmuster von erfolgreichen Nachwuchstrainer*innen im Hinblick auf erfolgreiche Trainingskonzeption zu rekonstruieren (vgl. Hohmann/Voigt/Singh 2015). Hier steht dann weniger die Talentauswahl als die Talententwicklung im Vordergrund, die sich durch Langfristigkeit, Ganzheitlichkeit und Nachhaltigkeit auszeichne. Trainer*innen müssten demnach nicht nur sportmotorische und taktische, sondern auch sozialisatorische und sozialpsychologische Elemente wie bspw. die Analyse der sozialen Kontexte beachten (vgl. ebd.). Ob und wie genau Trainer*innen diese Aspekte bereits in Sichtungspraktiken in den Blick nehmen, stellt bisher ein Forschungsdesiderat dar.

Exzellenzförderung basierend auf frühzeitigen (Be)Wertungs- und Selektionsprozessen

Wenngleich sich Wissenschaft und Praxis für längerfristige Talentförderung statt für einmalige Sichtungen aussprechen (vgl. bspw. Joch 1992; Nordmann 2009), müssen zahlreiche Sportarten aufgrund begrenzter finanzieller und personaler Ressourcen sowie der Ermangelung an alternativen Auswahlverfahren weiterhin auf punktuelle (Wettkampf-)Sichtungen zurückgreifen (vgl. bspw. Guhs 2006; Hohmann/Carl 2002). Basierend auf diesen werden die ausgewählten Athlet*innen in das Fördersystem aufgenommen, wobei zumeist jährlich die Eignung für den Kader in Form von Wettkampferfolgen, der Erfüllung von Richtwerten oder dem entsprechenden Abschneiden bei (sportmotorischen) Tests neu überprüft wird. Das deutsche Fördersystem ist in Kaderstufen gegliedert – sortiert nach Alter und Leistung. Alter stellt im Sporttalendiskurs eine bedeutsame

Komponente dar. Nicht nur ist die Bewertung von Leistung altersspezifisch, auch das Hochleistungsalter gilt als eng begrenzt (vgl. Joch 2012: 17). Daher wird der frühen Förderung eine bedeutsame Rolle zugesprochen. Im Unterschied zum allgemeinen Talentediskurs wird das auf Exzellenz statt auf Egalität setzende Fördersystem selten in Frage gestellt:¹⁷

„Eigenartigerweise wird eine besondere Talentförderung (wie im Sport und in der Musik) von der Öffentlichkeit und vom Staat nicht nur akzeptiert und befürwortet, sondern auch kräftig ideell und finanziell unterstützt. [...] Für kognitiv Hochbegabte, also für intellektuelle ‚Athleten‘, scheint dies nicht oder nur in bescheidenem Ausmaß zu gelten. Es scheint so, als wäre es irgendwie unanständig, sich für die besondere Förderung dieser Kinder und Jugendlichen einzusetzen.“ (Rost 2002: 634)

Eher wird thematisiert, ob die ‚Richtigen‘ – die tatsächlich Talentiertesten – gefördert werden (vgl. Joch 1992: 167). Dies hängt wiederum mit der grundsätzlichen Annahme der Anlagedeterminiertheit in der Sportwissenschaft und damit von ‚Natur‘ aus gegebenen Ungleichverteilung von sportlichem Talent zusammen:

„Viewing talent as entirely malleable (i.e., entirely due to nurture) can likewise be problematic. [...] While extensive practice is clearly necessary, it may not be sufficient [...] genes, resources and luck are also important. [...] High-performance sport is not a meritocracy and the evidence is clear that not all people have the same potential to develop into high-performance athletes.“ (Wattie/Baker 2017: 73)

Mit der Annahme der Anlagedeterminiertheit lässt sich im Kontext der heutigen Wettbewerbsgesellschaft (vgl. Stoff 2014: 278) die auf Exzellenz ausgerichtete Förderung im Sport legitimieren, die – wie der historische Abriss gezeigt hat – zumeist durch ein schlechtes Abschneiden im internationalen Vergleich vorangetrieben und damit auf die Leistungsüberlegenheit im internationalen Vergleich ausgerichtet ist. Hierin kommt ein tragendes Element des Talentediskurses zum Vorschein, welches sich implizit durch die gesamte Thematik zieht, jedoch bisher kaum wissenschaftliche Beachtung gefunden hat: Talent tritt immer nur im Vergleich in Erscheinung: erst indem die Ausprägung der jeweils als bedeutsam gewerteten Merkmale in Relation zu anderen gesetzt wird, kann die Merkmals-

17 Hier lässt sich die These aufstellen, dass – anders als bei bspw. schulischen Leistungen durch die PISA Studie – im Sport im internationalen Vergleich nur die Leistungsstärksten in Erscheinung treten und daher eine Exzellenzförderung für die internationale Sichtbarkeit ausreicht.

ausprägung als herausragend diagnostiziert werden.¹⁸ Vor diesem Hintergrund greife ich im Folgenden Überlegungen aus der Soziologie des Vergleichens und (Be)Wertens auf, bevor ich abschließend auf die sich abzeichnenden Forschungsdesiderate im sportwissenschaftlichen Talentdiskurs eingehe, die ich mit meiner Untersuchung bearbeite.

Im heutigen „*Zeitalter der Vergleichung*“, in dem „praktisch alles einem Vergleich unterzogen“ werde (Heintz 2016: 305), sei der Vergleich „eine vermeintlich selbstverständliche elementare kognitive Operation [..], die] kaum einer näheren Erklärung zu bedürfen“ scheint (Epple/Erhart 2015: 17). In Anlehnung an Epple und Erhart (ebd.), ist die Praxis des Vergleichens jedoch ein nicht nur „durchaus komplexer und voraussetzungsreicher Vorgang [...], sondern zugleich eine vielgestaltige, historisch und sozial wandelbare Praxis“, die eine tragende Funktion in der Gesellschaft aufweise (vgl. auch Heintz 2016).¹⁹ Zwar können sich Vergleiche unterschiedlicher Kommunikationsmedien bedienen – so können sie non-verbal, sprachlich, numerisch oder visuell ausgedrückt werden (vgl. Heintz 2010: 163) – jedoch dominieren in Zahlen ausgedrückte Vergleiche, da sie Objektivität suggerieren (vgl. Heintz 2007: 80) und „eineindeutige Ordnungsverhältnisse von größer oder kleiner“ (Mau 2017: 27) erzeugen. Laut Heintz (2016: 315) beruht jede Bewertung auf Vergleichspraktiken. Bezogen auf Talentsichtungen (im Sport) werde über den Vergleich verschiedener Personen im Hinblick auf spezifische Merkmale erst die Bewertung von Talent ermöglicht. Vergleiche stellen zunächst eine Verbindung her, in dem sie die zu vergleichenden Personen oder Objekte im Hinblick auf bestimmte Kategorien als ähnlich und damit vergleichbar einstufen, um basierend darauf eine Differenz zwischen den Personen/Objekten bezüglich der Vergleichskategorien zu ermitteln. D.h., über Vergleichskriterien werde nicht „die ‚Selbigkeit‘ des verschiedenen, sondern gerade umgekehrt die Verschiedenheit ‚des Gleichen‘“ (ebd.: 307) erzeugt. Damit werde die Wahl der Vergleichskategorien bedeutsam, bei der eine ‚Inwertsetzung‘ stattfindet, in dem aus verschiedenen möglichen Kategorien einzelne als wertvoll(er) erachtet werden.

Unter Rückgriff auf Überlegungen von Durkheim, Simmel und Dewey führen die Soziolog*innen Krüger und Reinhart (2016) eine Begriffsunterscheidung zwischen werten und bewerten ein, mit denen sich Maus Überlegungen zur ‚In-

18 Der Erziehungswissenschaftler Wrana (2017: 89) stellt im Hinblick auf die Vermessung von Leistung im Kontext von PISA heraus, dass das Leistungsprinzip Praktiken erfordere, die die*den Einzelne*n „immer in einer Normalität positionieren“ und nur durch die Relativierung zu anderen eine herausragende Leistung sichtbar wird.

19 Die wissenschaftliche Hinwendung zu Praktiken des Vergleichens wird bspw. in dem gleichnamigen seit 2017 existierenden Sonderforschungsbereich in Bielefeld sichtbar.

wertsetzung‘ (vgl. 1.1) konkretisieren und mit den vorausgehenden Überlegungen zu Praktiken des Vergleichens zusammenführen lassen: In *Prozessen des Wertens* würden zunächst Objekten, Praktiken, Personen etc. Werte – teils basierend bspw. auf subjektiven Emotionen und Wahrnehmungen – zugeschrieben, die sie unterscheidbar in wertvoll bzw. wertlos machen. Diese Wertzuschreibung sehen Krüger und Reinhart als Voraussetzung für *Prozesse des Bewertens* an, die eine Wertabwägung im unmittelbaren Vergleich darstellen. D.h., „durch das Werten nämlich werden zunächst Kategorien etabliert, mithilfe derer dann die Güte von Objekten, Praktiken und Personen abgewogen und mittels unterschiedlichster Skalen als im weitesten Sinne gut oder schlecht bzw. besser oder schlechter bewertet, klassifiziert und beurteilt werden können“ (ebd. S. 493). Dementsprechend sei die Wertzuschreibung Voraussetzung für die Bewertung, die immer im Vergleich stattfindet, so dass Werten und Bewerten prozessual ineinander verschränkt seien (vgl. ebd.: 494).

Welche Differenzkategorien als bedeutsam zu werten sind, wird von Beginn an im Talentediskurs kontrovers diskutiert. Abhängig von dem jeweiligen Talentkonstrukt – der Annahmen über Enge und Weite wie auch der Anlagedeterminiertheit und Formbarkeit – wird das Prüfverfahren mitbestimmt, durch das Talent sichtbar und damit vergleich- und bewertbar gemacht werden soll. Je nach Talentkonstrukt und Prüfverfahren kann dies dementsprechend zu unterschiedlichen Diagnosen hinsichtlich des Vorliegens von Talent führen. Die genauen (Be)Wertungspraktiken bleiben jedoch bisher wie in einer ‚Blackbox‘ verborgen (vgl. Egbert 2018: 131; Heintz 2007: 81)

Zusammenfassend widmet sich der sportwissenschaftliche Talentediskurs zum einen der Frage, aus welchen Merkmalen (anthropometrischen, sportmotorischen, psychologischen, sozialen etc.) sich Talent zusammensetzt, wobei Uneinigkeit bezüglich der genetischen Bedingtheit und der Stabilität dieser Merkmale besteht. D.h., anders als im allgemeinen Talentediskurs wird – mit Verweis auf die Bedeutsamkeit der physischen Komponente im Sport – die grundsätzliche Anlagedeterminiertheit von sportlichem Talent zumeist nicht in Frage gestellt, jedoch wird teils kontrovers diskutiert, welche potenziellen Talentmerkmale angeboren und stabil und welche labil und (von außen) formbar seien. Zum anderen wird versucht Messverfahren zu entwickeln, mit Hilfe derer die als wertvoll angesehenen Merkmalsausprägungen überprüft werden können. Die Diagnoseverfahren sind hierbei nicht nur vom historischen und gesellschaftlichen Kontext, sondern auch von der jeweiligen Perspektivierung abhängig: Je nach Disziplin innerhalb der Sportwissenschaft rücken verschiedene Merkmale des dynamischen Talentverständnisses in den Fokus, die mit unterschiedlichen Methoden abgeprüft werden sollen. Während in der Bewegungswissenschaft vor allem

Messungen und standardisierte Tests zum Einsatz kommen, um bspw. anatomische Gegebenheiten zu erfassen, konzentrieren sich sportmedizinische Untersuchungen auf medizinische Tests zur Überprüfung von physiologischen Aspekten. In sportsoziologischen Untersuchungen werden mit Beobachtungen und Befragungen die jeweiligen sozialen Rahmenbedingungen von Athlet*innen analysiert, und in psychologischen Prüfverfahren wird mit Hilfe von standardisierten Fragebögen oder unter Laborbedingungen bspw. die taktische Kompetenz oder das Entscheidungs- und Antizipationsvermögen bewertet (vgl. bspw. Breitbach 2011; Güllich 2013; Hohmann/Carl 2002: 6; Moll 2016: 45). Empirische Forschung „zum ‚modus operandi‘ der Begabungskonstruktion“ (Schierz/Pallesen 2013: 20) und der Prüfverfahren liegen bisher kaum vor. Somit stellt auch die Frage nach der Subjektivierung durch die jeweiligen Diagnoseverfahren bisher ein Forschungsdesiderat dar, welches jedoch vor dem Hintergrund soziologischer Erkenntnisse in anderen Kontexten erkenntnisreich erscheint (vgl. 1.1).

Zudem entstehe durch jeweilige Fokussierung in den Disziplinen das Problem einer monodisziplinären Perspektivierung von Talent (vgl. Hohmann, Fehr/Voigt 2015: 8). Die Forderung an Testverfahren müsse jedoch lauten, alle Bereiche des weiten und dynamischen Talentbegriffs abzudecken (vgl. Moll 2016: 311). Hierbei stellen sich Probleme, die bereits im allgemeinen Talent-/ (Hoch-)Begabungsdiskurs im Zuge der Entwicklung von dynamischen Modellen thematisiert wurden: Je komplexer diese würden, desto geringer sei ihre Aussagekraft und schwieriger ihre Umsetzbarkeit. So kommen verschiedene Sportwissenschaftler*innen (vgl. bspw. Breitbach 2011: 15; Joch 2012: 70) zu dem Schluss, die bisherigen Verfahren konzentrierten sich zumeist auf wenige Talentmerkmale, bei denen zudem die Wechselwirkungen mit anderen Merkmalen wie auch die jeweilige Wertigkeit unklar seien. Durch die Tendenz zu quantifizierenden Testbatterien wird zudem der ‚Blackbox‘-Charakter der Diagnoseverfahren verstärkt.

Des Weiteren sei fraglich, ob bei der Betrachtung unterschiedlicher Merkmale nicht bloß ein „additives Zusammentragen“ (Moll 2016: 45; vgl. auch Joch 2012: 62) verschiedener Teilaspekte des vermeintlich gemeinsamen Gegenstandes Talent stattfinde, diesen jedoch differente Talentkonstruktionen zugrunde liegen, die sich durch die unterschiedlichen Theorien, Methodologien und Methoden zeigen (vgl. Schürmann/Hossner 2012: 3). Interdisziplinarität setze voraus, „sich aktiv über die Gemeinsamkeit des Gegenstandes zu verständigen, um kontrollieren zu können, ob eine Sache verschieden betrachtet wird oder ob zwei verschiedene Sachen betrachtet werden“ (ebd.).

Gleiches gelte auch für die Zusammenarbeit von (Sport-)Wissenschaft und (Sport-)Praxis. Zwar sei eine Verzahnung von Sportwissenschaft und -praxis zu

wünschen, sie sei jedoch in vielen Fällen „weiterhin utopisch“ (Moll 2016: 266), da oftmals an der Praxis vorbei geforscht würde:

„Das Dilemma der bundesdeutschen Talentforschung besteht nicht in einem Mangel an Analysen und theoriegeleiteten Berechnungsaufwänden, sondern darin, dass die behaupteten Fakten mit der sportbezogenen Realität – da nämlich, wo der Sport stattfindet und bezogen auf die Menschen, die ihn betreiben – nicht konfrontiert und an ihr evaluiert werden, und dass sich die implizit und explizit empfohlenen und wissenschaftsgeleiteten Strategien einer Überprüfung durch die Realität weitgehend entziehen.“ (Joch 2011: 18)

Während Wissenschaftler*innen eine Außenperspektive einnehmen, beruhe die Wissensproduktion von Trainer*innen auf praktischen Erfahrungen „from the inside“, so die kanadischen Sportwissenschaftler Farrow, Baker und Macmahon (2013: 2). Dies bestätigen auch Praktiker*innen. Diese kritisieren die anhaltenden Definitionsversuche von Talent in der Sportwissenschaft: „My first reaction reading this chapter was one of frustration: another academic piece that spends numerous pages discussing the definition of talent“ (Keogh 2013: 41); wie auch teils die Empfehlungen für die Praxis, die häufig an den Wissensbeständen der Trainer*innen vorbei ‚designed‘ wären: So kommentiert ein für die vorliegende Untersuchung interviewter Bundestrainer einen aus der Bewegungswissenschaft stammenden Test folgendermaßen:

„Bei dem Test sollten wir die Athleten Tappings auf einem kleinen Kasten ausführen lassen, um daran die Schnelligkeit der Füße zu überprüfen. Das hat meiner Ansicht nach mit der realen Laufsituation und den dann benötigten Fertigkeiten rein gar nichts zu tun.“ (Interviewauszug Trainer 1 Langsprint)

Auch Berechnungsaufwände, wie sie bei einigen Verfahren vorgeschlagen werden, stoßen teils auf Kritik:

„Da helfen auch weitere mathematische Verfahren, [...] nur begrenzt. Letztlich werden nur noch Zahlen ‚vergewaltigt‘ um Zusammenhänge aufzuspüren, die mehr den Vorstellungen des Untersuchers als der Realität entsprechen“ (Rudolph 2011: 45).

Derartige Kritiken von Praktiker*innen an ‚der Wissenschaft‘ laufen darauf hinaus, letztere verfehle die realen Gegebenheiten und die „Logik der Praxis“ (Bourdieu 1976: 248). Die genaue Untersuchung dieser Innenperspektive auf Talent(-sichtungen), der konkreten Sichtungspraktiken, der sich darin entfaltenden Talentkonstruktionen, den ihnen zugrundeliegenden (Be)Wertungslogiken wie

auch der damit einhergehenden Subjektivierungsprozesse stellen bisher Forschungsdesiderate dar, an denen ich mit der vorliegenden Untersuchung aus einer praxistheoretischen Perspektive ansetze. Mit einer praxistheoretischen Analyseoptik, auf die ich im folgenden Kapitel eingehe, untersuche ich Sichtungspraktiken im Leistungssport, basierend auf der Annahme, dass jede Empirie ausschließlich mittels eines theoretisch fundierten und justierten Blicks erkenntnisreich sei (vgl. Alkemeyer/Brümmer/Pille 2010: 233). Durch einen praxistheoretischen Zugang wird eine Annäherung an den Vollzugscharakter des Sozialen ermöglicht – in der vorliegenden Untersuchung die Sichtungspraktiken im Leistungssport innerhalb derer Talentdiagnosen stattfinden, bei denen Athlet*innen bewertet und zu (Nicht-)Talenten subjektiviert werden. Der Gewinn einer solchen Analyse besteht darin, Aufschluss über die (Be)Wertungs- und Subjektivierungsprozesse in Sichtungspraktiken zu erlangen, die bisher „gleichsam in einer Blackbox verborgen geblieben sind“ (Grave 2015: 142). Damit kann auch untersucht werden, welche (wissenschaftlichen) Wissensbestände in die jeweiligen Denk- und Sehstile²⁰ in Talentsichtungen einfließen, so dass „ein Gefühl für die Färbungen und Stimmungen der Begriffe, Beobachtungen und Praktiken“ (Werner/Zittel 2011: 25) entwickelt werden kann.

20 Auf die Begriffe gehe ich in Abschnitt 2.2 ausführlich ein.